

2042

DIE VERBOTENE BIBLIOTHEK

** COMMUNITY EDITION **

KLAUDIA ›JINXX‹ ZOTZMANN-KOCH



*Gefördert durch den Call for Stories 42 des CCC e.V. und mit
freundlicher Genehmigung des Orwell Estate*

INHALT

Kapitel 1	1
Kapitel 2	11
Kapitel 3	19
Kapitel 4	29
Kapitel 5	40
Kapitel 6	55
Kapitel 7	66
Kapitel 8	77
Epilog	80
Lese-Tipps	87
Danke	89
Neues von Klaudia	91
Vielleicht magst du auch ...	93

EINS

Piniengeruch mischte sich in die schwüle Kölner Stadtluft, herübergeweht vom Vertical Forest zwei Straßenecken weiter. Emma setzte den Fuß auf das Rasengitter außerhalb des Gerichtsgebäudes. Es war der erste Schritt in eine bessere Welt — an einem dieser Tage, nach denen nichts mehr so war, wie zuvor. Einer der Tage, an denen es ein Luxus war, fünf Sekunden die Augen zu schließen, zu atmen und einfach nur zu existieren.

Stimmengewirr wurde lauter, jemand rief etwas, TV-Drohnen surrten heran. Das Medieninteresse war groß. *Kein Wunder*. Der Bildschirm der ersten Drohne wurde hell, das Video-Bild eines schwarzen Mittvierzigers erschien, Kahin Elmi von EuroNews.

»Emma, wie schön, dass ich Sie gleich erwische!« Das rote Licht an der Kameradrohne leuchtete. Sie war offenbar live auf Sendung. »Können Sie uns etwas zum Gerichtsbeschluss sagen?«

Emma hatte ihre kleine Ansprache im Kopf zigmal geübt, seit sie zugestimmt hatte, Sprecherin des Bürgerrats zu sein. *Jetzt keinen Fehler machen*. »Kahin, ich freue mich, Sie zu sehen und Ihnen berichten zu dürfen, dass das Gericht den Vorschlag des

Bürgerrats in allen Punkten bestätigt und im selben Wortlaut beschlossen hat. Die Privatvermögen der Superreichen werden vergesellschaftet, wirksam ab sofort.«

Die Menschenmenge hinter den auf Brusthöhe in der Luft hängenden Kameradrohnen verschiedener Medienanstalten wurde mit einem Schlag ruhig. Eine ältere Dame am Rand des Auflaufs schob ein klobiges altes E-Bike und grinste Emma an.

Emma nickte, ließ die Nachricht noch einige Sekunden sacken. »Während wir hier sprechen, sind bereits alle Konten mit Privatvermögen über zehn Millionen Euro eingefroren. Eine Liste der Organisationen, die mit den in Kürze freiwerdenden Geldmitteln betraut werden sollen, finden Sie bereits im Netz. Ebenso die gemeinsame Recherche unseres Bürgerrats, der Abteilung Wirtschaftskriminalität des BKA in Wiesbaden sowie den Investigativjournalist:innen der Süddeutschen Zeitung. So haben wir eine detaillierte Aufstellung der Vermögen erarbeiten können, die uns jetzt bei der Umsetzung der Vergesellschaftung hilft.«

Sollten mehr Superreiche noch schnell Vermögen nach Korea oder in die Mongolei geschafft haben, als es durch Zufall möglich war, war die Auswahl der möglichen Verräter klein: insgesamt 18 Personen. Elf davon gehörten zum Bürgerrat, der den ausgearbeiteten Vorschlag vor vier Wochen vorgelegt hatte. Die anderen gehörten zum BKA oder zur Redaktion der Süddeutschen. Und sie alle hatten eine Verschwiegenheitserklärung unterschrieben. Emma war gespannt, wie viel Geld tatsächlich binnen Wochenfrist in die Staatskassen fließen würde. Einige saftige Milliarden sicher.

»Aber die Menschen, deren Vermögen gerade eingefroren werden, waren nicht alle kriminell!«, rief jemand aus der Menschenmenge.

»Das haben wir auch nicht behauptet. Die Abteilung für Wirtschaftskriminalität des Bundeskriminalamts ist deswegen beteiligt,

weil sie dort bereits die besten Informationen zu den entsprechenden Konten und Geldflüssen haben.«

Es schien den Fragenden nicht wirklich zufrieden zu stellen. »Und deswegen werden jetzt alle Reichen kriminalisiert?«

»Sie werden nicht kriminalisiert. Ihr Vermögen wird vergesellschaftet. Wir reden auch ausschließlich von Superreichen, die überhaupt mehr als zehn Millionen Euro auf ihren privaten Konten haben. Wir reden nicht von gut situierten Bürger:innen. Es werden auch nur jene Geldmittel eingefroren, die über die zehn Millionen hinausgehen. Wenn Sie zehn Millionen und einen Euro haben, dann betrifft die Maßnahme nur den einen Euro, der über die Grenzmarke kommt. Der eine Euro käme jetzt in den Topf, der in Kürze unter den verschiedenen Organisationen aufgeteilt wird. Darunter sind Krankenhäuser, soziale Einrichtungen und staatliche Bildungseinrichtungen wie Schulen, Kindergärten und auch einige rein staatliche Universitäten ohne superreiche Mäzene. Die vollständige Liste finden Sie, wie gesagt, bereits online.«

Ein Raunen ging durch die Menge. Kahin Elmi meldete sich zu Wort: »Das ... ist ein großer Schritt.«

Auch wenn Emma ihn nur über den kleinen Monitor und den quäkenden Lautsprecher der Videodrohne sah und hörte, bemerkte sie, wie ihn die Sache bewegte.

»Sie haben heute Geschichte geschrieben, Emma Johannsen.«

»Danke, aber daran waren mehr Menschen beteiligt. 17 weitere Personen, um genau zu sein. Meine Kolleg:innen vom Bürgerrat, die Menschen vom BKA, die aus der Redaktion der Süddeutschen und nicht zuletzt eben gerade das Gericht. So eine Entscheidung geht nicht von allein und wir als Gesellschaft sind alle aufgefordert, uns einzubringen, wo wir können. Dass mir die Rolle zufiel, Sprecherin des Bürgerrats zu werden, war auch nur großer Zufall. Ich danke allen für das Vertrauen. Das war ganz eindeutig ein *Job of the Lifetime*.« Ihre Aussprache des englischen

Begriffs verriet ihre französische Muttersprache – und das nach all den Jahren in der Forschung, in der Englisch noch immer die Lingua Franca war. Ihre deutsche Aussprache verriet sie nie, aber das lag vermutlich daran, dass ihre Mutter Deutsche war und sie immer verbessert hatte. Innerlich seufzte sie. »Und ich bin sehr dankbar dafür. Wir sind alle guten Mutes, dass das nun der Gesellschaft zurückgegebene Geld uns allen zu Gute kommen und gerecht verteilt jetzt wieder einen guten Nutzen haben wird. Dankeschön.« Emma nickte, um Kahin zu signalisieren, dass sie mit ihrem Statement fertig war.

ES KAMEN WEITERE KAMERA-DROHNEN, weitere Fragen aus der Menschenmenge, doch mehr gab es nicht zu sagen. Emma erinnerte alle daran, dass bereits alle Informationen online zu finden waren. Die meisten der Drohnen hatten ohnehin ihre kleine Rede aufgenommen oder sogar direkt live gestreamt. Endlich drehten auch die letzten um und surrten ihrer Wege, zurück in die Niederlassungen der verschiedenen Medienhäuser. Zwei oder drei davon würden ihren Weg zu Redakteur:innen machen, die versuchen würden, Emmas Worte irgendwie umzudrehen, um daraus reißerische Nachrichten zu produzieren. Alles wie immer also.

ALS DIE LETZTE Kamera-Drohne endlich davon geschwirrt war, steuerte Emma auf die Gruppe ihrer Bürgerratskolleg:innen zu. Sie standen etwas abseits und unterhielten sich.

»Entschuldigung, Emma Johannsen?«, sprach sie die ältere Dame mit dem E-Bike an.

»Ja, bitte?«

Sie kramte in ihrer Handtasche, die so aussah, als wäre sie aus drei anderen Taschen und einem Rucksack zusammengenäht

worden, blickte kurz zu Emma auf und grinste wieder dieses verschwörerische Grinsen. »Hier nehmen Sie. Wir sehen uns bald wieder.« Sie drückte Emma etwas in die Hand und verschwand samt Rad um die nächste Ecke.

Emma starrte auf die kleine Papierkarte in ihrer Hand. War das eine Bibliothekskarte? Etwas schief abgeschnitten. Vielleicht ausrangiertes Papier, das nun benutzt wurde, um eine Adresse per Hand darauf zu schreiben? Merkwürdig. Emma hatte seit mindestens zehn Jahren keine Adressen mehr ohne Direktlink auf Maps bekommen, Wegbeschreibung mit sämtlichen Zwischenstopps für anstehende Besorgungen inklusive. Eine handgeschriebene Adresse auf einem Stück alter Bibliothekskarte war mehr als ungewöhnlich.

»Kommst du noch mit?«, fragte Joy, eine ihrer Bürgerrats-Kolleginnen. »Im Soho ist Twens-Night.«

»Twens-Night? Im Ernst?«

»Ja, Zwanzigerjahre durch und durch. Kleidung und Drinks aus den 1920ern und es gibt Kameras an jedem Tisch, um diese witzigen Kurzvideos der 2020er zu drehen. Die laufen dann auf der Fedi-Site vom Soho bis nächste Woche.«

Emma war schon in den 2020ern kein Fan von Loops und ... wie hieß das andere noch? Tick-Tack? ... gewesen. Alles viel zu bunt und zu bewegt. Interviews geben war ja eine Sache, aber bei angeblich unterhaltsamen Videos war sie auf jeden Fall raus. »Na gut. Lass uns feiern gehen.«

ES HÄTTE FAST GEKLAPPT, sich nach dem Essen abzusetzen und in Ruhe die Bahn nach Hause zu nehmen. Doch ehe sie sich versah, wurde Emma schon die zwei Straßen weiter und durch den Eingang ins Soho mitgeschleppt.

»Von mir aus. Aber nur für einen Drink. Und ich mache *keine* Videos!«

Das Ambiente war in der Tat umwerfend. Sie hatten das Innere eines Berliner Nachtclubs der 1920er nachgestellt, mit Tischen für vier, Gläsern mit Knabberstangen, hohen Stielgläsern mit Schaumwein und es gab sogar alte Bakkelit-Wählscheibentelefone – oder wohl eher Nachbauten davon – die waren in den 1920ern *der* Hit: mit hübschen Fräuleins oder gutaussehenden Herren an einem anderen Tisch zu plaudern und vielleicht ein näheres Kennenlernen anzubahnen. Nur, dass hier über dem Telefon noch eine Kamera angebracht war, um die eigenen Telefonanrufe zu filmen und öffentlich zu machen.

Joy ließ den Blick durch den Club schweifen. »Oh, schau mal!«

Emma blickte sich um in die Richtung, in die Joy ›auffällig unauffällig‹ deutete. Eine Gruppe junger Männer, die ihrerseits allesamt zu Joy schauten. Joy würde wohl einen lustigen Abend haben. Sie seufzte. »Na dann viel Spaß.«

WÄHREND JOY sich am Telefon mitsamt Kamera zu schaffen machte, ließ Emma weiter den Blick schweifen. An einem Tisch ganz hinten an der Wand saß ein gutaussehender Schwarzer undefinierbaren Alters. Er schien mit dem Raum zu verschmelzen. Wahrscheinlich Privatdetektiv oder Security. Jemand, der es gewohnt war, nicht aufzufallen.

»Du hast 'nen Faible für Typen, die nicht gerne im Vordergrund stehen, was?«, fragte Joy.

»Merkt man das?«

Joy hob demonstrativ beide Augenbrauen.

»Ja, okay. Ich gebe es zu. Ich falle selbst nicht gerne auf. Die Kriegsjahre ...«

»Schon okay, du musst nicht weiterreden. Ich glaub, wir haben alle erlebt, was passiert, wenn man den russischen oder nordkoreanischen Soldaten auffällt.«

»Oder den Brasilianern.«

Joy's Gesicht verfinsterte sich einen Moment lang, in dem sie wohl mit Erinnerungen kämpfte. Dann schüttelte sie sich, fast wie ein Hund. »Ja, die Brasilianer. Ich hab vielleicht ein Herz für auffällige Typen, weil es so einer war, der mich aus diesem von Brasilianern besetzten Haus gebracht hat, damals in Bonn.«

Emma nickte. Mehr musste Joy nicht sagen. »Verstehe.« Sie griff ihr Schultertuch fester, das sie im Schoß zu einem Knäuel geballt hatte und hing einen Moment lang der Erinnerung nach. Dann schaute sie sich zu dem Tisch an der Wand um. Noch immer alleine.

»Na, wähl doch endlich die 22.«

EMMA BRAUCHTE NOCH zwei Gläser Schaumwein und die Langeweile, die sie überkam, nachdem Joy mit den drei jungen Männern von Tisch 16 auf der Tanzfläche verschwunden war. Offenbar hatten alle die Anleitungsvideos zu ›Charleston‹ rege studiert. Sie schaute sich noch einmal um, setzte sich etwas seitlich zur Kamera und wählte mit der Drehscheibe zweimal die Zwei. Sie beobachtete den Mann am Tisch, der erschrak, als das Tischtelefon läutete. Er schaute sich um, ehe er abnahm.

»Hallo?«

»Hallo.« Emma wartete, bis sein suchender Blick sie erreicht hatte, dann winkte sie fast unmerklich. Er bewegte ebenso unauffällig die Hand, den Ellenbogen aufgestützt. Ihre Blicke trafen sich, Emma nickte und legte auf, um zu ihm an den Rand des Geschehens zu gehen.

»HEY«, sagte Emma.

»Hi«, grüßte er zurück. Bei näherem Betrachten musste er gute zehn Jahre älter sein als sie selbst.

»Darf ich?« Emma deutete auf einen der freien Stühle an seinem Tisch.

Er machte eine knappe einladende Geste.

Emma setzte sich und prostete ihm zu. Mittlerweile war es sehr laut und sie wusste nicht, ob er ihr »Santé« überhaupt gehört hatte.

»Emma Johannsen, richtig?«

Emma nickte. »Und Sie sind ...?«

»Oscar Clelland. Und bitte gerne ›du‹.«

»USA, wenn ich raten sollte.«

»Ja, Washington. Ich bin seit ein paar Tagen wieder hier.«

»Wieder? Was machst du denn wieder hier?«

»Ich bin schon seit zwanzig Jahren, also lang vor dem Krieg, immer wieder mal hier in Köln und in der Gegend unterwegs.«

»Aha? So spannend ist es hier nun auch wieder nicht. Und vor dem Krieg ja noch viel weniger, ehe Köln Hauptstadt wurde.«

»Ach na ja. Familie, Freunde ...«

»Verstehe. Familie über die Welt verteilt und vermutlich wurde das über den Krieg nicht besser?«

»Yep. Das klingt so, als würdest du das kennen.«

»Ja, was vorher schon eine Patchwork-Familie war, ist jetzt ein großer Flickenteppich.« Bilder aus Emmas Kindheit im Garten ihres Vaters in Belgien zogen durch ihren Kopf, gefolgt von welchen ihrer Teenagerjahre bei ihrer Mutter in Norddeutschland. Plötzlich fühlte sie sich ertappt.

Oscar beobachtete sie und schmunzelte, trank einen Schluck. Die beiden plauderten eine ganze Weile nonchalant über Belanglosigkeiten, für alles andere war es ohnehin zu laut. Schließlich fragte Oscar: »Möchtest du noch lange bleiben?«

»Ich wollte gar nicht herkommen, muss ich gestehen.«

»Oh.«

»Aber dann hätte ich dich ja nicht getroffen.« Emma gab sich alle Mühe, nett zu lächeln. »Aber man soll ja auch aufhören, wenn es am schönsten ist.«

»Darf ich dich ein Stück begleiten?«

Emma schaute ihn skeptisch an.

»Nein, ich will gar nicht wissen, wo du wohnst. Bis zur U-Bahnstation vielleicht?«

Emma nickte. »Ja, ich denke, das geht in Ordnung.«

OSCAR BRACHTE sie bis zur Straßenecke und ging dann zielstrebig weiter in Richtung der nächsten U-Bahnstation. Oben in der Wohnung zog Emma ihr Pad aus der Tasche und ließ sich damit auf ihr Bett fallen; weit musste sie dafür nicht gehen. Die Einzimmerwohnung war vor zwei Jahren erst aus einer vormals größeren Wohnung herausgetrennt und frisch renoviert worden. Die meisten Wohnungen waren heute sehr viel kleiner als früher. Und deutlich energieeffizienter. Und mehr als ein Zimmer bekam man als alleinlebende Person nie. So viele Menschen lebten jetzt auf dem schmaler werdenden Streifen bewohnbarer Welt, dass Wohnraum in den letzten 15 Jahren knapp geworden war, um es vorsichtig auszudrücken. 2.500 Euro für ein WG-Zimmer von acht Quadratmetern war üblich und nach dem beinahe Auseinanderfall der EU während des Krieges war es auch nicht besser geworden.

EMMA SCHAUTE, ob noch irgendwas gekommen war für ihren ersten Arbeitstag morgen. Als sie die Nachrichtenübersicht

öffnete, verschluckte sie sich und musste husten. 376 neue Nachrichten. Sie scrollte über die Betreffzeilen. »Wir wissen, wo du wohnst«, war eine der häufigsten, dicht gefolgt von verschiedenen anderen Bedrohungen. Mit klopfendem Herzen öffnete sie eine der Nachrichten.

›DU DENKST WOHL, du kommst einfach so damit durch, was? Wir sind sehr gut vernetzt und wir werden dir das Leben zur Hölle machen.« – Natürlich ohne Absendername und signiert war die Nachricht auch nicht. Wie hatten sie das denn hinbekommen?

EMMA WAR SCHLECHT. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, sich vor der Kamera zu zeigen. Nach einer quälend langen Weile, die sie auf die Nachrichtenkolonne gestarrt hatte und keinen klaren Gedanken fassen konnte, löschte sie alle.

ZWEI

Am nächsten Morgen klingelte Emmas Wecker früh. Sie putzte ihre Zähne und wusch sich, darauf bedacht, nur 200ml Wasser zu verbrauchen, um nachher noch etwas für eine zweite Katzenwäsche nach der Arbeit zu haben. Emma schaute auf das schmale Rinnsal aus dem Wasserhahn. Die Wasserzähler liefen gnadenlos für alle. Wer mehr als fünf Liter am Tag verbrauchte, Trinkwasser eingeschlossen, fand sich am nächsten Tag bei drei Litern hart rationiert. Fair use, damit es genug Trinkwasser für alle gab. Schließlich zog sie sich an. Das einzig Gute daran, wieder ins Büro zu müssen war, dass es dort zwei Tassen Kaffee aufs Haus gab. Pro Person und Tag; reiner Luxus.

DRAUßEN WAR es kühler als die Monate zuvor. Die Schwüle war klarer Luft gewichen — das späte, aber untrügliche Zeichen, dass der Herbst kam. Emma zog die Strickjacke etwas enger um sich und umrundete die Baustelle neben dem Eingang zur U-Bahn.

ANFANGS HATTE Europa neidisch auf Kanada geschaut und einige Städte bauten Underground Cities nach dem Vorbild von Montréal. Die war ursprünglich eigentlich gegen die große Kälte angelegt worden, war aber mittlerweile einfach ganzjährig geöffnet, nicht nur für Touristen. Warum auch nicht, wenn sie schon da war. Hier im Kölner Pendant würde es als auch unterirdische öffentliche Bereiche geben, sogar eine Schule sollte dort entstehen und ein Studierendenwohnheim. Zu ihrer Studienzeit wäre es undenkbar gewesen, ohne echtes Sonnenlicht zu wohnen. Aber undenkbar war vor dem Krieg vieles gewesen, bis es jetzt doch so gekommen war, inklusive Underground Cities in vielen deutschen Städten.

Völlig in Gedanken stieß Emma vor den Stufen zum Eingang des IBA, dem Institut für angewandte Biologie und Artenerhalt, hinauf mit einer Frau in einem braunen Pullover zusammen.

»Oh, pardon.«

Die andere drehte sich mit entschuldigend erhobenen Händen um und starrte sie an. »Emma?«

»Lena! Das ist ja ein Ding. Was machst du denn hier?«

»Ich ...« Nach dem kurzen Ausdruck der Freude wich das Strahlen in den Augen. Es war, als würde sich eine Türe schließen.

»Ich habe hier einen Termin. Was machst du hier?«

»Ich arbeite hier. Also, heute ist mein erster Tag nach längerer Zeit.«

»Der Bürgerrat, ich weiß. Ich habe die Nachrichten verfolgt.«

Emma nickte. *Natürlich.* »Ja, mal sehen, was ich hier jetzt mache.«

Die beiden gingen schweigend die Stufen nebeneinander hoch.

»Was machst du jetzt?«, fragte Emma.

In Lenas Gesicht blitzte Misstrauen auf.

Emma konnte es ihr nicht verdenken. Die Kriegsjahre hatten

sie alle verändert. Egal, wie lange man einander schon kannte. Und es war auch ihre Schuld, schließlich hatte sie sich nicht mehr bei Lena gemeldet, nachdem die Besatzung beendet worden war. »Schon okay. Vergiss die Frage. Wie geht es dir?«

Lenas Gesichtszüge entspannten sich etwas. »Danke. Viel zu tun. Und dir?«

»Abgesehen davon, dass ein kleiner Teil der Gesellschaft mich vermutlich gerne lynchen würde, an sich ganz gut.«

Für ein paar Sekunden schimmerte dieses freche Grinsen in Lenas Zügen auf, das Emma so gut kannte. Besonders dann, wenn sie im Labor der Uni stundenlang gemeinsam über Experimenten gebrütet hatten und irgendwann der ›Ich-lass-das-jetzt-so-Punkt‹ kam. »Konntest mal wieder nicht Nein sagen, was?«

»Erwischt.«

Die beiden betraten die Glashalle. Lena schaute sich suchend um. Es waren erstaunlich viele Menschen hier.

»Ist das hier immer so voll?«

»In dem alten Glaskasten? Nein. Das können sie sich gar nicht leisten.«

»Zahlen die bei euch den vollen Hitzeausgleich im Sommer?«

Emma nickte. »Ja, müssen sie als regierungsnaher Institution. Von Mai bis September gibt's zwischen 11:00 und 18:00 Uhr das doppelte Gehalt, wenn du ins Büro musst. Heißt für die meisten hier: Homeoffice galore.«

»Zu Uni-Zeiten haben wir im Sommer draußen auf der Wiese gesessen und gelernt.«

»Hast du uns gerade alt genannt?«

Lena lachte. »Den Glas-Klotz hier gleich mit, ja. Damals waren das die Protz-Bauten.«

»Ja, ja. Und heute stehen sie im Sommer fast komplett leer, weil's zu heiß ist und im Winter will auch keiner hier sein, weil wir

dann mit Jacke und Handschuhen hier sitzen, weil keiner die Heizkosten zahlen kann.«

»Auweia.«

»Aber sie ködern uns mit zwei Tassen Kaffee am Tag.«

»Wirklich? Das ist ja Luxus!«

»So luxuriös das Leben in Meetings halt sein kann.«

»Ach, wenn man so gut wie nie Meetings hat, geht's eigentlich.« Lena drückte Emma eine Karte in die Hand: *Igelstation, Lena Kehling*.

»Igel, ja?«

Lena nickte. »Du hast deine Milliardäre, ich meine Igel.«

»Ex-Milliardäre«, korrigierte Emma und zwinkerte Lena zu. »Du bist also noch hier in Köln?« Sie schaute noch einmal auf die Karte, dann zu Lena.

»Ja, beziehungsweise seit zwei Jahren wieder.«

»Wir sollten uns mal treffen. Es tut mir leid, ich habe nur eine digitale Karte.« Emma zog ihr PersonalPad aus der Tasche und schaute Lena fragend an.

Das Lachen verschwand aus Lenas Gesicht, als hätte jemand den Stöpsel gezogen. »Ich muss weiter zu meinem Termin.«

Emma zeigte zum Informationsschalter. »Ich vermute, du willst dich anmelden?«

»Danke.«

Emma schaute Lena ins Gesicht, suchte nach der alten Lena, ihrer Studienfreundin, die sich nur kurz in diesem Lachen gezeigt hatte.

Lena schenkte ihr noch ein schmales Lächeln. »Meld dich, ja?« Dann eilte sie zum Informationsschalter.

»Wir sehen uns.« Dann zog Emma ihre Bezahlkarte für die Identifikation an der Personenschleuse aus der Tasche.

OBEN IM BÜRO angekommen stellte sie ihre Tasche ab. Sie begab sich erst einmal zur Kaffeemaschine, wo sie ihre Bezahlkarte durchzog und damit die erste ihrer zwei Luxus-Tassen freigab. Wo waren bloß die Kollegen? Emma schaute sich um und fand sie hinter einer der Glaswände des großen Meetingraums. Da sie nicht wusste, ob sie die Freigabe für das Meeting hatte, schaltete sie erst einmal ihr Terminal an. Emails, darunter eine Nachricht mit Betreff ›Dankeschön‹, Messages, ein Haufen neuer Ordner und Dokumente, zu denen sie Zugriff hatte. Zwei davon ›classified‹. Emma hob die Brauen. Der Klick darauf verlangte ein Passwort. Nicht den Passkey-Stick, der ihr an ihrem ersten Tag ausgehändigt worden war, sondern ein eigenes Passwort. Das hatte sie ja seit Vorkriegszeiten nicht erlebt. Na gut.

Sie ließ sich auf den Schreibtischstuhl fallen und trank bedächtig den Kaffee — sogar mit Hafermilch. Der Luxus sickerte mit dem Koffein in ihren Körper. Sie schloss die Augen und genoss den Moment einige Sekunden lang. Dann öffnete sie die ›Dankeschön‹-Nachricht.

*Liebe Emma Johanssen,
als Dankeschön für Ihren Einsatz im Bürgerrat ›Finanzverantwortung‹ erhalten Sie zwei Jahre Urban Gardening im G-Artencenter. Ihren Zutritts-Token erhalten Sie über das Bundesministerium für Ökologie und Energie entweder online oder in der Moltkestraße direkt auf Ihre Bezahlkarte.*

*Mit freundlichen Grüßen, K. Berger,
i.A. der Bundesregierung
Moltkestraße 4151, 50674 Köln*

URBAN GARDENING? War das deren Ernst? Die Kolleg:innen und sie brachten Milliarden in die Staatskassen und sie bekamen zwei Jahre Urban Gardening dafür geschenkt? Emma starrte auf den Screen. Sie erinnerte sich, wie Menschen draußen in Gärten und auf Feldern, manchmal auch nur auf Balkonen oder drinnen auf der Fensterbank Obst, Gemüse und Kräuter angebaut hatten. Vor dem Krieg manchmal nur als Hobby, dann bald weil sie es mussten. Sie selbst hatte keine Ahnung, wie man gärtnernte, und würde sicher ein paar Videokurse machen müssen. Beim zweiten drüber Nachdenken bot Urban Gardening allerdings tatsächlich eine kostbare Ergänzung des Speiseplans. Und wer weiß, vielleicht hatte sie ja sogar bald ein paar Früchte mehr und konnte sich das Ein oder Andere eintauschen. Emma entschied seufzend, den Gutschein einzulösen.

EMMA SCHOB GERADE die Nachricht auf ihr PersonalPad, als die Kollegen aus dem Meeting kamen.

»Hallo Emma, gut gemacht. Das sichert auch unser Funding für die nächsten Jahre.« Natürlich dachte Manuel aus der Buchhaltung wieder nur daran. Aber Recht hatte er.

»Emma, kommst du mal bitte?« Das war die Stimme von Roland Emhauser, ihrem Chef. Emmas Augenbrauen schossen in die Höhe. Es war bisher selten ein gutes Zeichen gewesen, wenn der Chef sie zu sich rief. In seinem Büro angekommen deutete er auf die Tür und sie schloss sie hinter sich.

»Was gibt's?«

»Erstmal: Wirklich schön, dass du wieder da bist. Gute Arbeit. Hier haben wir dich schon schmerzlich vermisst.«

»Danke. Wieso vermisst? Was gibt es denn so Dringendes?«

»Setz dich.« Er zog ihr einen Bürostuhl neben sich und deutete darauf. Als sie saß, fuhr er fort: »Wir haben neue Anweisungen bekommen. Es gibt eine Reihe an Projekten, die eingestellt werden.« Er tippte auf das Touch-Display seines Terminals. Darauf erschien eine Liste mit sechs Einträgen. »Die Liste ist unter Geheimhaltungsstufe, daher öffnet sie auch nur mit einem zusätzlichen Passwort.« Er reichte ihr ein handgeschriebenes Stück Papier. Auf dem Zettel stand eine achtzehnstellige Buchstaben-Zahlen-Kombination.

Emma schluckte. »Oh. So schlimm, also?«

Roland nickte. »Pack den Zettel gut weg, trag das Passwort nicht in dein Pad ein oder so. Klar?«

Damit war klar, dass auch die Pads noch immer — oder wieder? — überwacht wurden. Emma nickte.

»Okay, dann weiter. Das sind die Projekte, die wir in den kommenden Wochen einstellen.«

Emma schaute auf seinen Bildschirm, las die einzelnen Einträge. »Merde. Aber wir haben gerade ein paar Milliarden locker gemacht, davon sollte genug auch beim Artenerhalt landen.« Emma merkte, wie ihre Stimme kratzte.

»Uns geht nicht nur das Geld aus. Wir können nichts mehr machen. Für die Tiere wird es zu heiß und sie finden kein Futter mehr.«

»Was wird mit den Leuten, die in den Projekten arbeiten?« Ihr Blick haftete auf dem zweiten Eintrag: »Igelstation Köln Süd«. »Gibt es für die eine andere Arbeit? Und was wird mit den Tieren, die sie pflegen?« Sie dachte an Lena. *Merde!*

Ihr Chef schaute sie schweigend an.

»Verstehe. Die einen werden arbeitslos und die anderen

verhungern oder verdursten.« Sie stand auf. »Bin ich jetzt wirklich von einem der erfolgreichsten Projekte der Nachkriegszeit zurückgekommen, nur um am nächsten Tag Todeslisten für die nächsten Spezies und deren Hüter:innen zu führen? Roland, ernsthaft?«

»Emma.«

Sie atmete tief durch. »Was?«

»Ich weiß, das ist nicht leicht. Mir tut es auch leid.«

»Tut es das?«

»Wir haben unsere Anweisungen. Wir müssen die Gelder und Ressourcen sinnvoll aufteilen.«

»Was ist denn sinnvoll daran, die Igel aussterben zu lassen? Und die Weinbergschnecken? Und die Schwalben? Meisen?«

»Emma, es tut mir wirklich leid. Mir sind die Hände gebunden.«

Emma presste die Lippen aufeinander. *Jetzt nichts Falsches sagen.* Sie konnte den Job nicht einfach hinwerfen. Es waren zigtausende Menschen auf der Straße, die sofort den Job nehmen würden und dann stünde sie in Nullkommanichts an der kommunalen Essensausgabe in der Schlange. »Ich ... muss das erstmal verarbeiten.« Sie eilte aus dem Büro, schnappte vor der Tür nach Luft.

DREI

Emma schnappte ihr PersonalPad und ihre Tasche und buchte sich auf ›Überstundenabbau‹ aus. Zum Glück hatte sie davon noch einige stehen von vor der Zeit im Bürgerrat. Sie musste erst einmal raus an die frische Luft, eilte die Stufen hinunter und um die nächste Ecke, weg von den Kameras am IBA. Zwei Straßen weiter lehnte sie sich an eine Hausmauer. Was sollte sie tun? Lena anrufen? Um ihr was zu sagen? Nein, wie sähe das denn aus? Und wie käme sie aus der Nummer wieder raus, ohne morgen ohne Job dazustehen?

Ihr PersonalPad in der Tasche vibrierte. Sie konnte sich denken, dass es Roland war, der nachfragte, was das sollte. Sie hatte keine gute Antwort darauf, aber das Pad erinnerte sie an etwas. Den Token für das Urban Gardening jetzt abzuholen würde ihr Zeit verschaffen. Normalerweise hätte sie das ja online erledigt, aber es war eine zu gute Gelegenheit.

Also machte sie sich auf den Weg zur Moltkestraße, die im Krieg komplett zum Regierungsviertel geworden war, als die

Russen Berlin besetzt hatten. Das hatte sich wieder gegeben, als die Ukrainer im September 2034 Berlin befreiten, aber Köln blieb danach die Hauptstadt Deutschlands. War auch näher an Brüssel und das brachte Vorteile.

Sie fragte sich durch und fand sich zwanzig Minuten später in der Warteschlange vor einem einzelnen Schalter, der wohl einmal eine Wohnungstür gewesen war. Zum Glück ging es erfreulich flink und weitere zwölf Minuten später hatte sie den Token auf ihrer Bezahlkarte hinterlegt.

VOR DER TÜR rief Emma Roland Emhauser an und entschuldigte sich.

»Schon okay. Ich hätte damit ja auch bis morgen warten können. Entschuldige. Was hältst du davon: Du kommst einfach morgen früh wieder, kannst bis dahin alles sacken lassen und hast heute den Rest des Tages frei.«

»Danke, etwas freie Zeit zum Nachdenken klingt gut.«

EMMA GING ZUM NÄCHSTEN TRINKBRUNNEN, gab den Wasserhahn mit ihrer Bezahlkarte frei und füllte ihre Flasche auf. Die Mengenanzeige blieb grün. Beim Wegstecken der Bezahlkarte bekam sie die beiden ungleichen Papierstücke wieder in die Hand. Papier. Sie schüttelte den Kopf, las die etwas schief geschnittene Bibliothekskarte genauer: Eine handgeschriebene Adresse und darunter ›Adresse nicht in Maps eingeben!‹ Was zum ...? Ein Gefühl in der Magengegend sagte ihr, dass sie nicht mit dem, was die Dame ihr gegeben hatte, auffallen wollte. Zum Glück kannte sie sich in der Stadt auch ohne Maps gut aus. Der Straßename

sagte ihr etwas. Sie überschlug die Entfernung im Kopf. Vier Kilometer vielleicht? Mit der U-Bahn zu fahren wäre nicht anders, als die Adresse in Maps zu suchen, da die Pads wohl noch immer überwacht wurden. Vielleicht war ein langer Spaziergang an ihrem jetzt freien Tag aber ohnehin keine schlechte Idee, zumal es etwas abgekühlt hatte. Irgendwas würde ihr auf dem Weg sicher auch noch einfallen, was sie noch besorgen könnte, um den Weg zur rechtfertigen.

DIE ADRESSE WAR die eines VegÖner-Kebab-Lokals. Straßename und Hausnummer: alles korrekt. Emma starrte auf den Eingang, dann auf die Zeitanzeige ihres Pads. Bald Mittag. Sie hatte sich offenbar sehr ausgiebig Zeit gelassen. Sie schaute sich um. Eine Kamera auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Sie war sich fast sicher, hier nicht im Bild zu sein. Falls doch, würde hier vorne herumzustehen allerdings auffallen. Was sollte schon schiefgehen?

DER LADEN WAR KLEINER, als er von außen aussah, makellos sauber und alles auf dem neuesten Stand. Verblüffend. Noch bevor sie etwas bestellen oder auch nur rausfinden konnte, was es überhaupt gab, kam ein kleiner Herr auf sie zu und drückte ihr eine Flasche in die Hand.

»Ähm. Ich habe doch gar nichts be...«

»Bitte sehr.« Er schob sie zu einem Tisch ganz am Rand neben einer Tür, auf der ›Nur für Personal‹ stand. Dann drückte er ihr eine Speisekarte in die Hand und verschwand in die Richtung, aus der er gekommen war. Emma starrte die Flasche an, dann die

Karte. Sie blätterte sie durch. Zwischen der letzten und der vorletzten Seite klemmte ein Stück Papier: eine Bibliothekskarte, von der ein Stück abgeschnitten war. Aus der Tasche kramte Emma die Karte, die die alte Dame ihr gegeben hatte, und hielt sie dagegen. Die beiden Stücke passten zusammen. Es wurde immer merkwürdiger.

In dem Moment öffnete sich die Tür neben Emma, und die ältere Dame schaute sie an. »Da sind Sie ja! Wir haben schon auf Sie gewartet.«

»Gewartet?«

»Kommen Sie.« Sie zog Emma am Arm durch die Tür, die mit einem leisen Klappen hinter ihr ins Schloss fiel. Vor ihr war für ein paar Schritte ein nur schemenhaft beleuchteter Flur, dann eine weitere Tür wie eine Putzkammer. Die Dame blieb stehen und deutete auf Emmas Handtasche, dann zeichnete sie mit den Fingern die Umrisse eines PersonalPads in die Luft. Emma verstand und schaltete ihr Pad aus. Dann gingen sie weiter. Noch eine Tür und dann etwas, womit Emma am wenigsten gerechnet hatte: ein hell erleuchteter Raum mit unzähligen Kommoden und Regalen voller Kästen und Bücher. Die alte Dame nahm ihr die Bibliothekskarte aus der Hand und legte sie auf einen Schreibtisch, der mitten im Raum stand. Emma drehte sich einmal um sich selbst. Eine ganze Bibliothek in einem Hinterzimmer.

»Entschuldigen Sie, wo sind wir hier?«, fragte sie.

Die Dame grinste sie wieder amüsiert an. Emma wurde das Gefühl nicht los, in das Gesicht der Cheshire Cat aus Alice im Wunderland zu schauen. *Curiouser and curiouser.*

»WILLKOMMEN IN DER BIBLIOTHEK.«

»Welche Bibliothek?«

»Nun ja, wir gehören heute zur Stadtbibliothek Köln. Tatsächlich ist diese ... ›Zweigstelle‹ aber älter als die Bib.!

Emma schaute sich um. »Was meinen Sie mit ›älter?‹«, fragte Emma, die noch damit beschäftigt war, sich um die eigene Achse zu drehen und alles einzusaugen, was es zu sehen gab.

»Nur etwa 2.450 Jahre.«

»Hm? 250 Jahre?«

»Nein. 2.450. Nicht dieser Standort hier, aber unsere Hauptbibliothek, quasi.«

»Moment, was? Wo bin ich hier?«

»Sektion 22. Jede Bibliothek hat eine Sektion 22. Überall auf der Welt. Der Name ist neueren Datums, aber ich kann versichern, es gibt die Kolleg:innen überall.«

Emma blickte sich um. Alles sah nach einer normalen Bücherei aus. Regale mit Büchern, die unverkennbaren Klebeschildchen auf dem unteren Buchrücken, Tische und Stühle, ein paar große Sessel. Sie sah keinen Computer, aber mehrere große Zettelkästen — gut, die waren heute eher ungewöhnlich.

»Und was ist Sektion 22? Sowas wie ›Historisches‹ oder ›Archiv‹ oder so?«

»So ähnlich. Wir waren schon immer da. Seit es Gesellschaften mit Aufgeschriebenem gibt. Seit es Herrschende und deren Gesetze gibt, gibt es auch immer aufgeschriebene Gesetzbücher und Bücher über Recht und Ordnung.«

»Also ist Sektion 22 die Abteilung für juristische Bücher?«

»Nein. Eher das Gegenteil. Wir bewahren das Wissen um alles, was durch die aktuellen Gesetzbücher verboten ist. Und seit ein paar Jahrzehnten auch das, was durch die AGB verschiedener Konzerne verboten ist, das ergibt meistens noch weniger Sinn.«

»Ähhh ... Ist das denn ...«, Emma suchte nach einem passenden Wort, fand aber nur »legal?«

Die alte Dame lachte. »Nun ja. Das Richtige zu tun und das Wissen um Mut und Menschlichkeit zu bewahren, ist mindestens rechtschaffen und hilft allen, die souverän gegen den Souverän stehen wollen oder müssen.«

»Sie betreiben eine illegale Bibliothek!«

»Nein, wir betreiben ganz legal eine Bibliothek.«

»In einem Hinterzimmer mit illegalen Büchern.«

»Wir haben auch einen anderen Eingang, aber da kommen Sie nur zu den Kinderbüchern. Hier hinten haben wir alles Mögliche. Zum Beispiel Anleitungen wie die Wartungshandbücher so ziemlich allen Geräten der letzten einhundertfünfzig Jahre, die meist nicht an Normalmensen ausgegeben werden.«

»Und illegale Bücher.«

»Und auch indexierte.« Die Frau ließ es so im Raum stehen.

»Setz dich doch. Mein Name ist Magda.«

»Emma.«

»Möchtest du etwas trinken?«

»Gerne.« Emma zog ihre Bezahlkarte aus der Tasche und hielt sie Magda hin.

Diese schaute sie kopfschüttelnd an. »Lass stecken. Die brauchst du hier nicht. So einen menschenverachtenden Blödsinn machen wir nicht mit. Bei uns bekommen alle etwas zu trinken. Wir gehen einfach davon aus, dass sich niemand mit ein oder zwei Gläsern Wasser ein Bad einlässt. Und auch wenn jemand drei Gläser trinkt. Das ist gut für den Kopf!« Sie tippte sich dabei an die Stirn. Dann holte sie zwei Gläser aus der Ecke und einen ganzen Krug Wasser.

Die beiden setzten sich in zwei der großen Sessel, die beisammen standen. Magda schenkte ein und reichte Emma ein Glas. Emma trank einen Schluck, atmete tief durch. Der Geruch alter Bücher umgab sie und sie erinnerte sich an die Bücherei ihrer Kindheit.

»Schau, Bibliothekar:innen vor uns waren Teil der Underground Railroad in Amerika. Andere waren Fälscherinnen, die deutschen Juden halfen, europäische Pässe im Dritten Reich zu erhalten. Wieder andere haben geholfen, den Maidan zu organisieren. Was niemand jemals verstanden hat, ist, dass wir immer rund um die Welt organisiert waren, auf die eine oder andere Art und Weise. Wir vernetzen uns und wir wissen Dinge und geben Wissen weiter. Das ist es, was wir tun; was wir immer getan haben.« Das Lächeln der alten Dame strahlte eine Ruhe aus, die langsam auch auf Emma überging.

»Leider haben einige unserer ›Zweigstellen‹ die Zeit nicht überlebt«, fuhr sie fort. »Alexandria zum Beispiel. Aber wir haben immer noch das Rezept für Erdmandelkuchen — verdammt gutes Zeug, das sie damals gemacht haben. Die Anweisungen, wie man vor der ägyptischen Sklaverei fliehen kann, waren allerdings ohnehin nicht mehr zeitgemäß, wenn wohl sie auch für Historiker:innen sicher interessant gewesen wären. Aber leider ... Dafür haben wir im Laufe der Zeit neue ›Filialen‹ auf der ganzen Welt und Mitwirkende in unseren Bibliotheken bekommen. Sie betreiben überall Bibliotheken, in allen Ländern und Regimen und bewahren und verteilen das Wissen, wie man sich gegen suppressive Regime zur Wehr setzen kann.«

»Kann man sagen, dass es Bibliotheken der Resistance sind?«

Magda überlegte einen Moment. »Ja, durchaus. Orwell nannte es ›organised civil disobedience‹, organisierten zivilen Ungehorsam. Ich glaube, das passt ganz gut. Wissen darf nicht sterben, wenn die Menschlichkeit weiterleben soll. Ich meine nicht Menschen an sich. Die finden immer einen Weg, sich weiter zu verbreiten. Aber die Menschlichkeit — sich gegenseitig helfen, gut sein, das Richtige tun, das Anständige, was auch immer die Gesetzgebung aus welchem Grund sagt.«

Emma war sich nicht sicher, in welche Richtung die Erklärung der alten Dame gerade abbog.

»Meistens sind die Gründe für Gesetze ziemlich gut, aber die Umsetzung ist oft scheiße. Sorry, aber es ist ja so. Also bewahren wir die Aufzeichnungen, die Anweisungen, wie man menschlich sein und bleiben kann.«

Emma knabberte an ihrer Unterlippe, unsicher, was sie antworten sollte.

»Schade, dass wir auch die Zehn Gebote verloren haben — die ursprünglichen, meine ich. Die sind eine ziemlich gute Zusammenfassung aller zwischenmenschlichen Regeln, die jemals geschrieben wurden — wenn man die jeweiligen Götter und all das religiöse Zeug herausnimmt, meine ich. Tatsächlich waren wir es einfach leid, ganze Wagen voll mit religiösen Büchern rein- oder rauszustellen, weil jemand entschieden hatte, dass die ganze Nation jetzt an einen anderen Gott zu glauben hat. Die Menschen glauben und tun ja ohnehin, was sie immer schon getan und geglaubt haben. Was nützt es, ihre Götter umzubenennen? Also haben wir schon vor ein paar hundert Jahren die Religion einfach komplett aus unseren Beständen genommen. Sehr befreiend. Und so viel mehr Raum für Frauenhilfe. Wir haben so eine Abteilung in jeder Bibliothek, in jedem Land. Und die Bücher sind ziemlich abgenutzt; müssen oft repariert oder gar ersetzt werden.«

Emma konnte es sich lebhaft vorstellen. »Was sind die meist ausgeliehenen?«

»Abtreibungskräuter. Dicht gefolgt von Selbstverteidigung. Früher gab es auch Bücher übers Giftmischen, aber wir sind übereingekommen, dass wir keine Anleitungen zum Töten von Menschen mehr vorhalten.«

Emma musste wohl sehr skeptisch schauen, denn die alte Dame fuhr fort: »Was? Gewalttätige Ehemänner sind keine Erfindung der Moderne. Es gibt gute Gründe, warum es schon im

frühen 15. Jahrhundert ein Buch über eine ganze von Frauen erbaute Stadt gab. Von einer Frau geschrieben. Die gute Christine war auch eine unserer Bibliothekarinnen. Manches ist über die Jahrhunderte auch offener kommuniziert worden als Anderes.«

»Zum Beispiel?«

»Petersilie, Suppenkraut wächst in unserm Garten«, begann Magda zu singen. »Jungfer Anna ist die Braut, soll nicht länger warten.«

»Worauf?«

»Den Mann? Oder ihre Tage ...«

Bei Emma fiel der Groschen pfennigweise. Dann plötzlich:
»O ... Oh!«

»Ja, genau.«

ETWAS ... nein, jemand bewegte sich in einem der beiden großen Ohrensessel in der Nähe eines Fensters. Emma merkte, wie sie die Luft anhielt, und atmete vorsichtig aus.

»Hi, Emma.«

Die Stimme hatte sie erst gestern gehört.

Oscar Clelland stand vom Sessel auf und kam zu den beiden Frauen herüber. »Wie schön, dich zu sehen.«

Emma bemerkte, wie sie Oscar anstarrte. »Oscar? Was machst du hier?«

»Ich bin Bibliothekar.«

»Dann kommst du vermutlich auch nicht aus Washington.«

»Doch, ich war dort in der Section 22 der Library of Congress.«

»Oscar war der Hauptorganisator der Fluchtrouten für die Verfolgten der Trump-Administration ab 2025, um Menschen sicher aus den USA hinauszubringen.«

»Wir hatten eine undichte Stelle und ich musste selbst die

USA verlassen. Long Story. Seither bin ich in Europa, schule die Bibliothekar:innen an allen Standorten darin, wie man Menschen zur Flucht verhilft und wie man in der digitalisierten Welt an gefälschte Dokumente kommt.«

Emma merkte, wie ihr Mund offen stand, und schloss ihn. Ein Gedanke kroch in ihr Gehirn.

»Und wieso erzählt ihr mir das alles? Wieso bin ich hier?«

VIER

»Du hast das Richtige getan. Du bist für die Community eingestanden und hast dem oberen Einprozent einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Diejenigen, die sich auch am Krieg noch bereichert haben, haben es jetzt mit der Gesellschaft zu tun bekommen.« Magda schaute Emma anerkennend an.

»Ja, aber das war ich ja nicht alleine. Da sind ja noch andere involviert.«

»Du bist aber diejenige, die sich mutig gezeigt hat. Deine Kolleg:innen waren alle sehr zurückhaltend, wenn es drum ging, dafür einzustehen, hielten sich im Hintergrund. Aber beim Feiern und private Videos machen, waren sie wieder ganz vorne mit dabei«, erklärte Oscar.

Emma begriff. »Du warst im Soho und hast uns beobachtet!«

»Richtig. Ich war allerdings davon ausgegangen, nur Zuschauer zu sein.« Oscar schmunzelte.

Emma zog die Augenbrauen hoch. »Dann hab ich ja den Richtigen angerufen.« Sie war weniger sauer, als ihr Tonfall verriet. Aber sie ließ es so im Raum stehen.

»Wir wollen, dass du weißt, dass wir da sind. Dass es uns und die Kolleg:innen gibt. Und dass wir helfen können, wenn es eng wird.«

»Wenn ihr mir das sagt, weil es mich beruhigen soll, kann ich verraten, dass es nicht funktioniert. Bis eben dachte ich noch, ich habe nur ein paar Monate beurlaubtes Ehrenamt geleistet.«

»Du hast ein paar Leuten kräftig auf die Füße getreten. Leuten mit Einfluss, mit Verbindungen und Ressourcen. Und es rumort an einigen Stellen ganz gewaltig.«

Emma schluckte.

Magda stand auf und griff in einem der Regale zielstrebig nach einem Buch. »Hier, das solltest du mal lesen.« Sie reichte es Emma.

Emma schaute auf das schmale Buch in ihren Händen. Schlichter Papiereinband, kein Aufdruck darauf oder andere Hinweise, was man im Buch erwarten könnte; kein Titel, kein Autor oder was auch immer man sonst gewohnt war. Nur das beige Papier, ein relativ neuer Rückenaufkleber mit einer Nummer und ein matter Fleck auf dem Einband. War das ein Teering? Emma schlug es auf. Vorn drin steckte eine Umlaufkarte. So eine, wie die, auf der sie die handschriftliche Adresse bekommen hatte. Diese hier hatte allerdings die üblichen Einträge mit Datumsstempel und eingetragenen Namen der ausleihenden Person.

»Wie alt ist das?« Emma bemerkte Oscars Blick auf sich.

»Gute einhundertvierzig Jahre.«

Das Buch fiel Emma fast aus den Händen.

»Vorsicht. Es wäre mir lieb, wenn die Ausgabe noch weitere hundert Jahre schaffen würde.«

»Ist das wirklich so alt?«

»Ist es. Aus dem Ersten Weltkrieg.«

»Aber es sieht so ... so ...«

»Ungelesen aus?«

»Ja.« Emma nickte.

»Das liegt daran, dass nur wenige Menschen es jemals lesen wollten. Und noch weniger es auch getan haben. Dabei sollte es eigentlich jeder Mensch gelesen haben. Vielleicht hätte es uns sogar den letzten Krieg erspart, wenn es in den 2000ern bis 2020ern mehr Menschen gelesen hätten.«

Emma öffnete das Buch erneut und zog die Umlaufkarte heraus. Sie hatte nur vier Einträge. Sie starrte auf die Karte. »Der Name kommt mir bekannt vor.« Sie zeigte auf den ersten Namen: G. Orwell. »Ist das etwa ...«

Oscar nickte begeistert. »George Orwell war Kriegsberichterstatte in Deutschland zum Ende des Zweiten Weltkriegs, hatte im Frühjahr 1945 jede Woche eine Reportage im Observer in Großbritannien. Das war bevor er mit seinen Romanen groß rausgekommen ist. Und offenbar war er damit für die Kolleg:innen hinreichend vertrauenswürdig, dass sie ihn einluden.«

»War das der Grund?« Emma blinzelte ein paarmal.

Magda zuckte mit den Schultern. »Wenn das nicht reicht ... Animal Farm und 1984 kamen ja erst 1945 und 46 raus. Aber Orwell war vorher schon im Spanischen Bürgerkrieg gewesen, kämpfte auch an der Front auf der Seite der Demokratie gegen General Franco und die Faschisten. Auch Orwells Frau Eileen war in Katalonien dabei. Oh, Eileen ... Das war ein schmerzlicher Verlust — auch für uns.« Magda sah einen Moment traurig in die Ferne, dann seufzte sie. »Nun ja, lange Geschichte. Hast du Orwells ›Homage to Catalonia‹ gelesen?«

Emma schüttelte den Kopf, blätterte durch die Seiten des unscheinbaren Büchleins. Auf vielen der vergilbten Blätter waren Randnotizen in einer krakeligen Schrift mit auffälligen Spitzen und Bögen darin. »Jemand hat eine Menge Notizen gemacht.«

»Ja, das war Orwell. Ich sag ja, ich würde diese Ausgabe gerne

noch länger im Bestand behalten. Pass also bitte gut darauf auf.« Magda nahm Emma die Karte ab und ging hinüber zum Schreibtisch, wo sie einen Datumsstempel zur Hand nahm und den nächsten Eintrag vornahm. Dann steckte sie die Karte in einen Kasten auf dem Schreibtisch. »Die bleibt hier, bis du das Buch wieder zurückbringst. Unsere normale Ausleihfrist sind übrigens zwei Wochen. Ich gehe aber davon aus, dass wir einander früher wiedersehen.«

Emma schaute auf die Randnotizen, die ihr entgegendrängten. Sie sahen aus, als wären die einzelnen Wörter fast zu einem zusammenflossen; als wären die Gedanken schneller aus dem Schreibenden herausgesprudelt, als er mitschreiben konnte. Eine Notiz war: »Just like in Catalonia. No one wanted to shoot. All men are human, all of them chaps like me.«^{*}

AUF DEM HEIMWEG hielt Emma ihre Tasche enger an sich gedrückt, als hätte sie etwas Verbotenes dabei. Dabei war es nur ein Buch ohne besonderes Cover oder irgendwas. Ein paar Blätter Papier zwischen Trinkflasche und PersonalPad. Oscar begleitete sie.

»Ich hätte auch alleine nach Hause gehen können.«

»Ich weiß. Aber das war unser Ernst, als Magda sagte, dass es rumort. Du hast etwas zu treffsicher ins Wespennest gestochen.«

Emma seufzte. »Bienen sind aus«, kommentierte sie etwas bissiger als geplant.

»Ist in letzter Zeit irgendwas Ungewöhnliches passiert? Irgendjemand, der dich kontaktiert hat?«

* . »Genau wie in Katalonien. Keiner wollte schießen. Wir sind alle Menschen, all die anderen sind Burschen wie ich.«

»Nein, ach was. Wie denn auch? Außer, dass ich eine Studienfreundin wiedergetroffen habe, ist in den letzten Wochen gar nichts passiert. Aufstehen, Arbeit, Arbeit, Arbeit, Schlafen und wieder von vorne.«

»Was war das mit deiner Studienfreundin? Wie heißt sie?«

»Lena Kehling. Sie sagte, sie ist seit zwei Jahren schon hier in Köln bei der Igelstation.«

»Igel ...«

»Ja, Igel. Hedgehogs«, ergänzte Emma für Oscar auf Englisch.

»Ich weiß, was Igel sind.« Er schmunzelte. »Aber traust du ihr?«

»Nun ja ... in der Uni waren wir gut befreundet. Haben alles gemeinsam gemacht und waren auch in der Freizeit fast die ganze Zeit zusammen — außer wenn eine von uns ein Date hatte.«

»Und glaubst du, dass sie wirklich für die Igelstation arbeitet?«

»Ich habe keinen Grund, ihr nicht zu glauben. Immerhin sind wir uns zufällig draußen vorm IBA begegnet.«

»Zufällig ...« Oscar malte Führungszeichen in die Luft.

»Ja! Also, glaube ich.«

Oscar schaute sie an, als würde er warten, ob sie noch mehr erzählen wollte.

»Ich finde es spannend, dass gerade Lena zu den Wildtieren gekommen ist. Und dann noch zu den letzten Igel in Deutschland. Als ich klein war, da gab es Igel überall; vor allem tote auf der Straße. Im Urlaub hab ich auch mal einen Igel gerettet. Ich hab ihn mit meinem Schal zwischen den Händen hochgehoben, ein bisschen wie einen Topf mit einem Küchenhandtuch. Der Bordstein war zu hoch, alleine wäre er nie von der Straße hochgekommen.«

»Und wie denkst du, ist Lena zur Igelstation gekommen?«

»Ich habe keine Ahnung. Aber das würde ich sie auch gerne fragen. Es wäre wahrscheinlicher gewesen, dass ich dort lande und sie in meinem Job, aber manche Dinge passieren einfach.«

»Passieren oder werden eingefädelt.« Oscar ließ das Gesagte im Raum stehen.

»Mhm, als ich 20 war, waren Igel schon eine bedrohte Tierart — verdammte Klimakatastrophe. Verdammte Autos.« Emma überlegte einen Moment. »Ob sie wirklich dort arbeitet, lässt sich ja rausfinden. Ich habe eine Visitenkarte von ihr bekommen.«

»Wir können auch im Netz nachsehen und bei der Zentrale anrufen. Nur, falls die Visitenkarte gefälscht ist.«

»Darüber hatte ich gar nicht nachgedacht.« Sie war überrumpelt. »Aber klar, Papierkarten kann ja jede:r drucken, wer halt Zugang zu einem Drucker hat. Anders als die Einträge im Netz, die von der Bundeszentrale kamen.«

»So würde ich das jetzt auch nicht sagen. Bei einer Zentrale braucht man immer nur einmal Zugang, um Informationen rein- oder rauszubekommen. Oder sie zu ändern.«

Emma starrte ihn an. Sie fragte sich, ob sie überhaupt noch jemandem — oder etwas — glauben sollte. Und woher wusste sie überhaupt, dass sie diesem Oscar trauen konnte? Oder Magda, falls sie überhaupt Magda hieß!

Oscar blieb stehen. »Ich sehe dir an, was du denkst.«

»Ach ja? Was?«

»Dass du dich fragst, ob du mir oder irgendwem vertrauen kannst.«

»Richtig.«

»Meine Erfahrung aus dem Krieg ist: Man kann sich nur entscheiden, jemandem zu vertrauen und dann darauf hoffen, dass das eigene Bauchgefühl nicht völlig falsch war. Und meistens funktioniert es.«

»Und wenn es nicht funktioniert?«

Oscar schwieg eine Weile, dann ging er weiter. Er atmete tief durch, ehe er weitersprach. »Wenn man völlig falschliegt, dann kann es sein, dass es schlecht ausgeht.«

Diesmal schwieg Emma und wartete, ob er von sich aus weiter erzählte.

»Es ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht daran gedacht habe, was im Krieg geschehen ist. Ich hab jemandem vertraut, der das Vertrauen nicht verdient hatte. Wir waren zu fünft, damals in Berlin. Drei sind nicht aus dem Krieg zurückgekommen.«

Es war Emma, als wäre es schlagartig totenstill geworden. *Still wie der Tod*, dachte sie. Ihr fröstelte.

Oscar schaute sich um. »Ich sehe die drei immer wieder, wo immer ich bin. So als stünden Hanne, Leo und Markus auf der anderen Straßenseite und schauten mich an.« Er sah Emma an, dann zur anderen Straßenseite.

Emma schaute sich um. Da war niemand. Ein paar Bäume, deren Blätter leicht im Luftzug raschelten. »Und was war mit dem Fünften?«, fragte sie.

Oscar schwieg eine Weile. »Ich fragte mich wohl zum hunderttausendsten Mal, was ich hätte anders machen können, damit sie noch hier wären. Damit wenigstens einer noch hier wäre. Ich weiß es nicht. Ich habe ihm vertraut, dass er die drei zum vereinbarten Treffpunkt bringt. Sie wollten in ein Safehouse gebracht werden. Die drei hatten kurz vor dem Krieg Umweltaktivist:innen geholfen und ihnen Unterschlupf gewährt. Dann kamen sie deswegen auf die Fahndungsliste der AfD-Regierung und die galt auch im Krieg noch weiter. Codewort ›Lesezeichen‹ hat damals versagt. Ich habe versagt.«

Emma wusste nicht, was sie sagen sollte. Also ging sie schweigend weiter neben Oscar her, beobachtete sein schmerzlich verzogenes Gesicht.

»Der Fünfte hieß Joseph, ließ sich ›Sepp‹ rufen. Ich hatte ihn recherchiert und er machte auch über Wochen einen vertrauenswürdigen Eindruck. Stellte sich raus, dass er von der AfD gekauft worden war. Wir verloren drei Menschen, einen Bibliotheks-

standort und ein Safehouse in Berlin. Und etwa 12.000 Bücher, zum Glück keine Raritäten wie das, das du gerade hast.«

Emma drückte die Tasche mit dem Arm etwas fester an sich. »Das ist ja furchtbar.«

Oscar atmete durch, blinzelte ein paarmal, ehe er weiter sprach. »Diesmal wird es anders laufen.«

Emma bemerkte ein Zittern in seiner Stimme, sagte aber nichts.

»Immerhin ist jetzt kein Krieg und nicht jeder Volltrottel mit einer viel zu kurzen Zündschnur läuft mit einer geladenen Waffe durch die Straßen.«

Emma schaute ihn von der Seite an. »Glaubst du, Lena könnte gekauft worden sein? Von wem?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber gedacht.«

»Emma, ich frage dich. Du kennst sie, du kannst sagen, was *dein* Bauchgefühl *dir* sagt.«

Emma überlegte einen Moment. Jetzt gerade war sie zu verwirrt, um eine klare Aussage dazu zu treffen. Sie blinzelte in die Sonne, die sich gerade zwischen ein paar Wolken zeigte.

»Du hast ein paar noch immer sehr ressourcenreiche Menschen gegen dich aufgebracht. Ich werde dir helfen, wie immer ich kann. Magda auch und das ganze Netzwerk mit uns. Aber überlege dir, wem du vertraust und wem nicht.«

»Danke«, sagte Emma. Sie merkte, wie Oscar sie beobachtete.

»Was denn?«

»Ich dachte nur gerade, dass du nicht bist wie die anderen.«

»Kein Sepp?«

»Das hoffe ich doch sehr! Nein, auch nicht so wie die drei, die wir verloren haben. Du wirst deinen Weg schon machen.«

Emma schaute ihn verwirrt an.

»Sag einfach, wenn du Hilfe möchtest. Wir sind da, Magda

und ich.« Und damit gab er ihr einen Zettel, auf dem handschriftlich seine Telefonnummer notiert war.

OSCAR BRACHTE sie bis zur Haustür. Oben in der Wohnung schaltete Emma ihr Pad wieder an. Sie schaute auf die Zeitanzeige: bald 18:00 Uhr. Die Einkaufsläden würden nach der Hitzepause am Nachmittag gleich wieder öffnen. Ab November dürften sie wieder ganztägig geöffnet sein, zumindest bis März, bis die Hitze wiederkam. Sie warf einen Blick in den Kühlschrank und beschloss, morgen nach der Arbeit einzukaufen. Sie notierte ein paar Lebensmittel auf dem Pad und steckte es zurück in ihre Tasche. Sie wollte gar nicht in ihre Nachrichten sehen. Viel lieber wollte sie das Buch lesen. Sie nahm sich ein Glas Wasser; die Mengenanzeige am Wasserhahn sprang von Grün auf Gelb.

Sie setzte sich aufs Bett und schlug die erste Seite auf.

›On a Better Understanding of Our Human Nature‹* stand auf der Titelseite. Bei dem Titel hätte sie das Buch sicher nicht ausgeliehen. Wahrscheinlich hatten es deshalb auch nur vier Menschen vor ihr gehabt. Wenn sie bei dem schlichten, unbedruckten Einband überhaupt bis ins Innere geschaut hatten. Das schmale Büchlein hatte gerade mal die Ausmaße einer dieser Lese- und Verständnishilfen, die es zu den gelben Klassikern in der Schule gegeben hatte. Aber warum hatten die Bibliothekar:innen das Buch nicht öfter empfohlen, wenn es doch so wichtig war? Fragen über Fragen. Sie blätterte weiter.

* . »Über ein besseres Verständnis unserer menschlichen Natur«

*»We live in societies. Each of us is nested in a social construct we build to quench our original need for protection by the tribe.«**

Gut, wahrscheinlich hatten 90 Prozent der potenziellen Lesenden das Buch nach dem ersten Satz wieder zugeklappt. Aber es musste ja mindestens für George Orwell ausreichend interessant gewesen sein, dass er weitergelesen hatte. Emma überwand sich und las weiter. Ab der dritten Seite wurde es tatsächlich spannend – nicht zuletzt durch die Seitenanmerkungen.

Offenbar war Orwell nicht der Einzige gewesen, der Notizen hinterlassen hatte. Bis Seite 32 hatte sie schon drei unterschiedliche Handschriften gefunden. Und offenbar waren sich alle einig, dass Menschen gar nicht so perfide, verbrecherisch und durchtrieben waren, wie sie immer wieder dargestellt wurden; insbesondere in den Nachrichten und durch Kriegspropaganda überall. Da war was dran. Stattdessen arbeiteten die Menschen immer wieder gemeinsam und resilient gegen Katastrophen aller Art. Ziviler Widerstand fing immer bei der Community an. Beim Stärken des ›Wir‹ und bei der Stärkung von demokratischen Strukturen.

Der Autor kam nach keinen 100 Seiten schließlich zum Schluss, dass Menschen einander gerne helfen. Und dass es sich immer wieder in der Geschichte, besonders bei Katastrophen zeigt, wie kollaborativ und sozial Menschen sind und dass das angebliche so kompetitive Wesen des Menschen ein gut gepflegter Mythos sei, der durch die Kapital-Interessen Industrieller immer weiter befördert würde. Statt die finanziellen Interessen zu stärken und immer wieder zu befeuern wäre es klüger, den Menschen

* *»Wir Menschen leben in Gesellschaften. Jeder von uns ist eingebettet in ein soziales Konstrukt, das wir erschaffen, um unser ureigenstes Bedürfnis nach dem Schutz durch die Sippe zu stillen.«*

einen starken Sinn für Community und Demokratie zu geben und sie resilient zu machen gegen Einflüsse von Propaganda.

Emma ließ das Buch sinken. Darüber musste sie nachdenken.

Sie drehte das Buch in den Händen und kam erst jetzt drauf, dass sie keinen Autorennamen gesehen hatte.

FÜNF

Als sie am nächsten Morgen ins Büro kam, war sie mental darauf eingerichtet, keine schönen Dinge zu sehen. Aber dank des kleinen Büchleins, das jetzt unter ihrem Kopfkissen lag, hatte sie sich zurechtgelegt, wie sie damit umgehen wollte. Sie öffnete die Nachrichtenübersicht und fand auch hier Drohungen. Sprachlos ließ sie sich auf dem Bürostuhl gegen die Lehne sinken. Natürlich hatten sie sie auch hier gefunden. Es war ja kein Geheimnis, wo sie arbeitete. Und letztlich waren sie ja alle leicht im Netz nachzuverfolgen. *Merde*. Sie wählte alle 241 bedrohlichen Betreffzeilen aus und löschte die Nachrichten ungelesen. Schon poppte im Posteingang die nächste Nachricht auf. Emma verdrehte die Augen.

»Alles in Ordnung?«

»Geht so. Offenbar sind ein paar Leute nicht so begeistert über meine Arbeit und der der Kolleg:innen über die letzten Monate.« Emma seufzte und zeigte auf die Betreffzeile: ›Du kannst dich auf was gefasst machen!«

Manuel kam zu ihr rüber und schaute über ihre Schulter auf den Bildschirm. »Das war wohl zu erwarten.«

»Ja, vermutlich. Es fühlt sich nur nicht gut an.«

»Verstehe ich. Aber was wollen sie dir denn tun? Gehen wir mal davon aus, dass das alles Ex-Milliardäre sind und vielleicht noch ein paar Leute, die deswegen jetzt ihre Jobs los sind und die sich noch nicht bei der Verwaltung gemeldet haben wegen ihrer Ersatz-Stellen Deine Kolleg:innen und du ihr seid im Recht. Wortwörtlich.«

»Schon. Aber was, wenn irgendwer von denen es wirklich ernst meint?«

»Ach, die sind sauer. Das geht vorbei, wirst sehen.«

Emma war nicht überzeugt. »Dein Wort in wessen auch immer Gehör.«

SIE HATTE SICH VORGENOMMEN, mit Lena Kontakt aufzunehmen. Mit allen der betroffenen Projekte und deren Verantwortlichen, um genau zu sein. Dann würde auch ein Gespräch mit Lena nicht weiter auffallen. Sie öffnete die Liste mit dem Passwort, das ihr Roland am Tag zuvor gegeben hatte, und las die Einträge.

1. Naturfreunde-Garten Aachen
2. Igelstation Köln Süd
3. Ornithologenverband Speyer
4. Pfotenhilfe Deutschland, Wildtier-Team NRW
5. Taubenhaus Hannover
6. Otterzentrum Münsterland

Alle Einträge mit Namen und Kontakt-Adressen der zuständigen Leitungspersonen. Sie nahm ihr Arbeits-Pad aus der Schublade und wählte die erste Nummer. Besetzt. Auch beim zweiten

Versuch. Dann eben die nächste. In der Spalte mit dem Namen stand nicht Lena Kehling sondern Eugen Marbach. *Nie gehört*. Es war auch nicht Lenas Nummer; zumindest endete die auf der Karte mit den Ziffern 37. Diese hier nicht. Emma wählte, es folgte das Freizeichen.

»Marbach«, meldete sich die Männerstimme am anderen Ende.

»Emma Johannsen, Institut für angewandte Biologie und Artenerhalt«. Jahrelanges Training, sich am Telefon so zu melden. Wahrscheinlich wurde auch dieses Gespräch aufgezeichnet und käme in eine lange Reihe weiterer Telefonate, die sie genau so begonnen hatte. »Herr Marbach, haben Sie ein paar Minuten für mich?«

EMMA VERSUCHTE, es ihm schonend beizubringen. Aber natürlich stellte Herr Marbach die Frage, vor der sich Emma am meisten gefürchtet hatte: »Und was wird aus den Tieren? Und aus uns? Gibt es für uns Ersatz-Stellen?«

Emma konnte nur die Wahrheit sagen: »Ich weiß es nicht.«

DREIEINHALB STUNDEN später war Emma fix und fertig. Um es kurz zu machen: Keine:r der Projektverantwortlichen war begeistert. Ganz im Gegenteil. Emma hatte ein derartig schlechtes Gewissen, dass sie sich schon fragte, wie viele der Projektmitarbeitenden ihr jetzt auch Droh-Nachrichten schicken würden.

Ihr Arbeits-Pad schrillte. »Institut für angewandte Biologie und Artenerhalt, Emma Johannsen«, meldete sie sich.

»Hallo, hier ist Lena.« Nach einer kurzen Pause ergänzte sie: »Von der Igelstation.«

»Lena?«

»Ich habe ein paar Fragen.«

Das glaubte Emma unbesehen. »Gleich am Telefon oder sollen wir einen Termin machen?« Emma hatte das Gefühl, als würden zwei Raubtiere umeinander schleichen.

»Geht heute noch?«

Emma schaute in den Kalender, obwohl sie wusste, dass keine Termine eingetragen waren; dafür war sie viel zu kurz erst wieder da. »Ja, geht.«

»Dann gerne heute. In der Igelstation.«

Emma schluckte. »Okay.«

ZUM GLÜCK FUHREN die Bahnen in kurzen Abständen und Emma erreichte die Station eine knappe Stunde später. Lena kam ihr entgegen.

»Hey, entschuldige, ich hoffe, ich mache dir keinen Ärger in der Arbeit.«

»Jedenfalls nicht mehr als umgekehrt.« Emma schaute Lena an und hoffte, dass bei Lena ankam, wie sehr es ihr leidtat.

»Ja, deswegen wollte ich mit dir reden. Und dir etwas zeigen.«

Lena ging vor und winkte Emma hinter sich her. Sie war besser gelaunt als am Tag zuvor.

Durch eine Tür rein, einen Gang entlang und am anderen Ende des Hauses wieder hinaus standen sie in einem großen, etwas verwilderten Garten mit Sträuchern und Bäumen, Beeten und drei kleinen Gartenhütten.

»Ist das schön hier«, hörte Emma sich selbst sagen.

Lena grinste sie an. »Schon, nicht?«

Sie gingen in eine der Gartenhütten. Darin war ein Gehege, das mit einem Haufen Blätter den natürlichen Lebensraum der

Igel nachstellte. Allerdings war es drinnen temperiert und geschützt.

»Schau mal.« Lena schob vorsichtig ein paar Blätter zur Seite.

»Ach wie schön!« Emma bestaunte die drei winzigen Igel-Säuglinge. »Sollten die so alleine hier liegen?«

»Die wurden uns heute früh gebracht, wurden am Rand einer Wiese gefunden, aber kein Nest. Sieht so aus, als wäre die Mutter nicht wiedergekommen und die Kleinen wurden unruhig. Vielleicht wurde die Mutter überfahren? Wir wissen es nicht.«

»Oh weia. Und jetzt?«

»Jetzt machen wir unseren Job und sehen zu, dass diese Baby-Igel über den Winter kommen. Ohne uns hätten sie keine Chance. Es ist Anfang Oktober, normalerweise müssten sie jetzt bald 400 Gramm wiegen und viel größer sein. Später als Mitte September habe ich noch keine Baby-Igel gesehen. So junge Tiere kommen nicht allein über den Winter. Keine Ahnung, ob vielleicht der Biorhythmus der Eltern-Tiere durcheinander gekommen ist bei der Hitze im Sommer.«

»Verstehe. Und nun?«

»Flasche, dann Mehlwürmer oder Katzenfutter. Je nachdem, was wir demnächst noch tun können.«

Emma nickte. »Deswegen bin ich hier, oder?«

Lena schaute ihr direkt in die Augen. »Ja.«

Emma schwieg einen Moment. Dann entschied sie sich für die blanke Wahrheit. »Hör zu, ich habe mir das nicht ausgedacht. Ich habe gestern davon erfahren, kurz nachdem wir uns draußen getroffen hatten. Ich weiß nicht, warum euer Projekt eingestellt werden soll. Aber es ist nicht das Einzige. Es sind eine ganze Reihe. Es trifft auch den Ornitologenverband und den Naturfreunde-Garten.«

Lena schaute sie mit wachsendem Entsetzen an.

»Ich habe keine Ahnung, was dahinter steckt. Oder ob über-

haupt etwas dahinter steckt. Vielleicht ist es ja auch wahr, dass es keinen Sinn mehr macht, Steuergelder in den Erhalt der Arten und der Projekte zu stecken, weil die Hoffnung aussichtslos ist. Und das ist auch schon alles, was ich weiß.«

Lena starrte sie mit offenem Mund an. »Das ist dein Ernst, oder?«

»Mein voller Ernst.«

»Du wusstest das wirklich nicht.« In Lenas Gesichtszügen wechselten sich Wut und Erkenntnis ab. »Ich kann hier nicht aufgeben, Emma. Ich kann einfach nicht!«

»Das verstehe ich. Und wenn es nach mir ginge, sollst du auch nicht.«

»Aber?«

»Wir haben die Anweisungen von oben. Die Liste mit den einzustellenden Projekten kam direkt aus dem Ministerium. Geheimhaltungsstufe. Und ich bin meinen Job los, wenn irgendwer mitkriegt, dass wir gerade darüber reden.«

Lena schnappte nach Luft. »Shit.«

»Was?«

»Ich will so gerne sauer auf dich sein!«

Emma hob beide Hände. »Und ich würde dich verstehen, wenn's so ist!«

»Und was machen wir jetzt?«

»Ich kann meinen Job nicht einfach hinwerfen. Und helfen würde das auch niemandem, den Kleinen hier am allerwenigsten.« Sie zeigte auf die Igelchen.

»Die Babys sind unsere Chance. Ein paar Wochen, vielleicht Monate mehr Hoffnung, doch noch die Art hier bei uns zu erhalten. Wir haben vor dem Sommer schon Gen-Proben der anderen Igel hier in der Station genommen und in die Kühlkammern geschickt.«

Emma knabberte an ihrer Unterlippe.

»Na ja, man weiß ja nie, wer diesmal ein paar Millionen spenden will, dass wieder ein paar ausgestorbene Tiere geklont werden können.«

»Guter Punkt. Der Dodo ist ja mittlerweile als investive Art in Sibirien beheimatet.«

»Total bescheuertes Projekt, aber bitte«, kommentierte Lena ›The Dodo-Program«, das die Witwe von Donald Trump sich eingebildet hatte, als er 2027 plötzlich verstorben war. »Wenn ein paar Milliardäre — oder Milliardärinnen muss man in dem Fall sagen — nicht mehr wissen, welche Yacht sie sich als nächstes kaufen sollen, dann klonen sie halt irgendwas und schauen der Umwelt zu, wie sie damit klarkommt.« Lenas Stimme zitterte.

»Welche Chancen haben die Igel tatsächlich noch?«

»Wir haben in der ganzen Region 411 registrierte erwachsene Tiere.«

»Das sind nicht viele.«

»Nein. Aber ich gehe davon aus, dass wir nicht jedes einzelne Exemplar erwischt haben. Eine kleine Dunkelziffer gibt es bestimmt noch.«

»Aber es sind keine 500.«

»Genau. Die magische Ziffer wurde unterschritten.«

Emma überlegte. »Und jetzt glauben Menschen in Ministerien wahrscheinlich, dass die nicht mehr ausreichen.«

»Die 50/500-Regel. 50 Tiere zum kurzfristigen Erhalt einer Art, die aber die volle Integrität des Gen-Pools nicht auf Dauer aufrecht erhalten können.«

»Du denkst auch grad an Professor Kunze und seine Vorlesung zu genetischer Erosion, oder?«, fragte Emma.

»Vielleicht war der auch als Berater der Regierung dort und hat denen auch eingebläut, dass alles unter 500 Tieren ...«

»... zum Aussterben der Art führen muss«, beendeten die

beiden gemeinsam den Satz im Tonfall des Professors, den sie nur zu gut kannten. Die beiden grinnten einander an.

»Genau. Weil erst ab 500 geschlechtsreifen Individuen ein langfristiger Erhalt möglich und Potential für weitere Evolution gegeben ist«, rezitierte Lena den Merksatz aus dem Studium.

»411 sagst du?«

»411. Wenn wir die 3 über den Winter bekommen und auch alle anderen Jungtiere im nächsten Jahr noch da sind, werden es 429 sein.«

ICH GLÜCKSPILZ, dachte Emma, als sie vor dem Betonklotz ankam, der mindestens einen ganzen Häuserblock groß war. Die Doppelschleuse am Eingang war noch original aus der Zeit, als das Gebäude ein Cloud-Rechenzentrum gewesen war. Vom Schriftzug des damaligen Betreibers war nur noch ein großes blaues G übrig. Der Rest war in grüner Farbe ergänzt: »artencenter«. Auch ohne das G sehr passend. Wobei hier drinnen nur ein paar Arten lebten. Ausgewählte Pflanzen und ein paar Würmer und Insekten, die für die Pflanzen wichtig waren.

Nach dem Treffen mit Lena war es schon Feierabendzeit und, nachdem Emma schon draußen unterwegs und es zur Adresse des G-Artencenters kein großer Umweg war, ging sie die Sache an. Sie meldete sich an und bekam zum Start die große Einführung von einem Mitzwanziger, der in Gartenschürze und — völlig unnötigerweise in einem Haus ohne Fenster — einem Strohhut vor ihr stand. Vermutlich Teil der CI.

»Hier vorne ist die Samenbank mit einigen Pflanzen, die sich gut zum Start eignen, wie Radieschen und Möhren.« Er zeigte auf zwei Drehständer. »Die Samen hier im linken Ständer sind im

Preis für das Gardening dabei. Die im rechten sind zum Kaufen, die Preisliste hängt dran.«

»Okay«, sagte Emma.

»Da vorne sind die Leih-Geräte. Hier gibt es Schaufeln, Harken, Gießkannen und so weiter. Es gibt auch Handwagen. Wenn du davon etwas brauchst, kannst du alles gegen eine Gebühr von 50 Euro ausleihen. Eine kleine Schaufel, eine 2-Liter-Gießkanne eine Schürze, drei Päckchen Samen und eine Einstiegs-Fibel sind in deinem Starter-Paket dabei.«

»Oh«, sagte Emma. »Das ist sehr gut, ich habe nämlich noch nie gegärtnert.«

»Das lernst du mit der Zeit. Es ist nicht schwer. So, und nun lass mich nachsehen, welche Parzelle du hast. Such dir schonmal drei Samensorten vom rechten Ständer aus. Vom linken geht auch, aber die sind ohnehin gratis.«

EMMA ZOG den kleinen Wagen mit Gartenwerkzeug und Gießkanne den Gang entlang in Richtung Parzelle H14. Die Räder quietschten leicht im Takt ihrer Schritte, während sie versuchte, sich in den Maps des Gebäudes auf ihrem PersonalPad zu orientieren. Die künstlichen 25° Celsius und das lila schimmernde Licht der Pflanzenwuchsleuchten waren ungewohnt, hatten aber eine beruhigende Wirkung auf sie. Friedlich war vielleicht ein passendes Wort. Es umgab sie nur das Rauschen der Lüftung und der Geruch von tausenden verschiedener Pflanzen und Sträucher, die hier nur bei künstlichem_Tageslicht und geschützt vor der extremen Hitze wie in einer Lebenskapsel gediehen. Jemand hatte einen Bienenstock hereingebracht, der drüben beim Pavillon bei Parzelle L29 aufgestellt worden war, sagte zumindest ein Schild am Eingang. Ein paar Schmetterlinge flat-

terten durch die künstlich kühle Spätsommerluft. Wer hätte gedacht, dass die Gebäude, die so viel zur Zerstörung der Natur beigetragen hatten, jetzt dafür genutzt würden, einen kleinen Teil davon wieder zu neuem Leben zu erwecken.

»HEY, Emma!« Die Stimme ihres Kollegen.

Emma drehte sich suchend um, bis sie ihn endlich zwischen den Beeten und halbhohen Abteilungen sah. »Hey Manuel. Du auch hier?«

»Meine Partnerin und ich haben hier schon seit letztem Jahr eine Parzelle. Wir üben allerdings noch mit den Tomaten. Einen ganz grünen Finger haben wir wohl nicht.«

»Meinst du einen grünen Daumen?«

»Sagt man das so? Ich bleibe besser bei der Buchhaltung.«

Emma grinste.

»Sie haben endlich die Bewässerung hier in Gang F repariert.«

Emma schaute auf die Gießkanne in ihrem Wagen. »Ach, dann braucht man die Kannen gar nicht?«

»Doch, schon. Die Tröpfchenbewässerung ist nur da, damit nicht alles eingeht, wenn man es mal eine Woche nicht hierher schafft. Wie lief es denn bei deinem Termin draußen?«

Emma stolperte fast und blieb kurz vor Manuels Parzelle stehen. »Ganz gut. Also, so gut es eben geht, wenn man neun Menschen sagt, dass sie demnächst arbeitslos sind.«

»Hm, verstehe.« Manuel tätschelte in Gedanken eine etwas auswuchernde Tomatenpflanze — Emma erkannte sie an den Früchten daran.

»Ich schau mir mal meine Parzelle an.«

»Mach das! Und Waldmann's Heil!«

Emma atmete ein, entschied dann aber, zu seiner Wortneuschöpfung nichts zu sagen. Stattdessen winkte sie ihrem

Kollegen zu und trottete, begleitet vom Quietschen der Räder, wieder los.

IHRE PARZELLE WAR in etwa da, wo sie es sich von Gang F aus grob vorgestellt hatte. Sie zog den Wagen an den Rand des Wegs und öffnete die niedrige Gattertür. Die Parzelle war größer, als Emma sich das vorgestellt hatte. Zweieinhalb mal drei Meter Erdboden, geradeaus längs in der Mitte durch einen schmalen Weg aus Steinplatten geteilt. An der linken Seite hinter dem Beet ein hohes, regalartiges Gestell mit sechs Pflanztrögen übereinander und am hinteren Ende des rechten Beets noch ein Tischbeet mit genügend Platz darunter, um ihre Utensilien und vielleicht einen Sack Erde oder so zu verstauen. Emma war baff. »Wow.« Im lila Licht flatterte ein Schmetterling vorbei.

ETWAS SCHEPPERTE. Jemand war auf der Parzelle links von ihr zugange. Wegen der hohen Pflanzwand hatte sie die Menschen erst nicht gesehen.

»Verdammte Scheiße!«

»Die Gießkanne kann ja auch nichts dafür.«

»Nichts dafür ... nichts dafür ... Elender Scheißdreck. Ich habe ja kein Problem damit, dass die Yacht weg ist, das leckere Scheißteil. Aber hier im Dreck rumkriechen wie der letzte Pöbel? Dass es so weit mal kommt ...«

Emmas Augenbrauen schnellten in die Höhe. Die Person mit der weiblichen Stimme schien nicht die geborene Gärtnerin zu sein. Ein ungutes Gefühl kroch in ihr hoch.

»Wieso hast du dieses Angebot überhaupt angenommen? Wir haben immer noch genug, dass wir kein eigenes Gemüse brau-

chen.« Wieder schepperte es. »Den Scheiß hier kannst du alleine machen!« Emma sah zwischen zwei Pflanztrögen hindurch, wie eine Gärtnerschürze auf den Boden geworfen wurde. Es folgte das Scheppern der Gattertür nebenan. Eine Frau mit bis vor Kurzem vermutlich noch eleganter Hochsteckfrisur und Perlenkette über dem seidenen Top stürmte an ihr vorbei den Gang entlang Richtung Ausgang. Emma bewegte sich erst wieder, als die Frau drei Gänge weiter hinter dem Pavillon verschwunden war. Nebenan hörte sie ein Seufzen, dann wie jemand eine Hacke in den Boden schlug.

Emma nahm einen kleinen Hocker aus dem Wagen, den sie sich ausgeliehen hatte und setzte sich. Sie nahm die Fibel und fand vorn auf der ersten Seite einen Quick-Start-Guide: ›Erde im Tischbeet mit der Schaufel auflockern, im Abstand von zehn Zentimeter mit dem Finger etwa zwei Zentimeter tiefe Löcher machen (das geht auch in Reihen), je einen gepillten Radieschensamen pro Loch einlegen, dann die Erde locker zuschieben und gießen (nicht zu wenig, nicht zu viel).‹ Zu allen Schritten gab es Bilder.

Emma nahm die Schaufel aus dem Stoffbeutel des Starter-Kits. Sie sah sich die Bilder nochmal an, aber es schien keine weitere Anleitung zu Schritt Eins zu geben. Also steckte sie die Schaufel in die Erde des Tischbeets und stocherte darin herum. Bilder aus ihrer Kindheit kamen hoch, wie sie mit ihrer Oma einen Apfelkern erst auf einem Wattebausch hatte austreiben lassen. Dann hatten sie ihn gemeinsam in einen Blumentopf gesteckt. Musste man Radieschen nicht vorziehen? Offenbar nicht. Sie hatte das Bäumchen völlig vergessen. Was aus dem wohl geworden war?

Der Mann aus der Parzelle nebenan tauchte am Gartenzaun auf, der die beiden Parzellen trennte.

»Ah, hallo«, grüßte Emma aus blanker Höflichkeit.

»Hallo. Auch den ersten Tag hier?«, fragte er.

»Sieht man, oder?« Sie deutete mit der Schaufel auf den Bollerwagen.

»Irgendwann fangen alle wohl an. Zumindest alle, die hier einen Platz bekommen.«

Emma nickte. »Man muss wohl schon Glück haben.«

»Wie man's nimmt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Uns wurde gerade alles gepfändet und dafür gab es zwei Jahre hier als Entschädigung.«

»Alles gepfändet? Wie das denn?«

»Diese Bürgerratsentscheidung.«

»Also wenn Sie von den 10 Millionen reden, dann würde ich nicht unbedingt sagen, dass Sie alles los sind, was sie besitzen. Das betrifft ja nur das Vermögen über zehn Millionen Euro.«

Der Mann schaute Emma überrascht an.

Emma legte die Schaufel hin und holte die Gießkanne. Sie merkte, wie er sie durch das Pflanz-Gestell ganz genau beobachtete. »Ich vermute, Sie haben einen Großteil in Immobilien und Fonds? Vielleicht noch ein bisschen was in Stiftungen geschoben? Und Sie haben ein paar Kunstwerke und Ihre Frau Schmuck. Das wäre ja eine ziemlich klassische Aufteilung. Und weil es für den Staat einfacher ist, hat der mit dem Bargeld und den Immobilien angefangen. Richtig?«

»Ha. Sie kennen sich aus.«

»Ließ sich nicht vermeiden.« Sie goss die Radieschensamen. »Aber wenn meine Theorie stimmt, sitzen Sie jetzt gerade auf dem Trockenen, weil Ihnen grad das Bargeld ausgeht, bis Sie es geschafft haben, irgendwas innerhalb Ihrer verbliebenen zehn Millionen zu veräußern. Und darum ist auch Ihre Gattin etwas nervlich angegangen, weil sie sich von Teilen ihres Schmucks wird trennen müssen. Liege ich richtig?«

»Ziemlich genau so. Woher ...«

»Emma Johannsen vom Bürgerrat. Es ist okay, wenn Sie mich jetzt hassen. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf.«

»Ach, Sie sind das. Ich hätte nicht erwartet, Sie irgendwo persönlich zu treffen.«

»Ja, die zwei Jahre Urban Gardening scheinen bei der Bundesregierung ein beliebtes Geschenk zu sein.«

Zu Emmas Verblüffung lachte der Mann auf der anderen Seite der Pflanztröge laut auf und kriegte sich auch nicht wieder ein. »Sie ... haben als Entschädigung für Ihre Zeit ... beim Bürgerrat ... zwei Jahre Urban Gardening bekommen?«, grölte er, unterbrochen von lautem Lachen.

»Sie schrieben ›als Dankeschön‹, aber so kann man es auch sagen. Ja.«

»Baaaaaahhaaaaaaaaaahhaaaaaaaaaa...«

»Was ist daran so komisch?«

»Wir haben dasselbe als Entschädigung für die Pfändung bekommen.«

»Oh. ... Oohh!« Emma stellte die Gießkanne ab. »Ich glaube, unser Anliegen, alle Mitglieder der Gesellschaft wieder näher zusammen zu bringen, hat funktioniert.«

»Das würde ich auch sagen.« Er wischte sich die Tränen aus dem rot angelaufenen Gesicht. Er war älter, als er zuerst ausgesehen hatte, doch jetzt sah Emma die tiefen Falten an den Seiten des schmalen Gesichts. Für einen Moment verschwand er, dann tauchte er vor dem Gatter wieder auf und reichte Emma über den Zaun hinweg die Hand. »Darian Kiesinger.«

»Emma Johannsen. Ihre Frau nimmt es weniger gelassen als Sie, wie mir scheint.«

»Ich sehe wahrscheinlich gelassener aus, als ich bin. Aber ich sehe wenig Hilfreiches darin, Sie anzuschreien oder mich an einer Gießkanne abzuarbeiten.«

EMMA VERLIEß DAS G-ARTENCENTER SPÄT. Sogar die Lebensmittelgeschäfte, die nach Hitzeplan bis 22:00 Uhr geöffnet hatten, waren bereits geschlossen. Auf den Straßen war wenig los und Emma trottete den Weg zur U-Bahn hinunter, die Hände mit den erdbraunen Nägeln tief in den Taschen vergraben. Etwas ließ sie aufhorchen. Ein Knirschen. Sie konnte die Richtung nicht genau ausmachen. Dann waren sie da. Zwei Personen auf einem Elektroroller. Der Fahrer beschleunigte und jagte auf Emma zu. Die stand einen Moment wie versteinert, dann rannte sie los, versuchte, im Zickzack auf die andere Straßenseite zu kommen, wo Bäume, Bänke und Büsche waren. Sie sprintete ein Stück gerade an drei geparkten Bussen auf ihren Ladestationen vorbei, der Roller kam näher, der Fahrer drängte sich mit dem Gefährt zwischen sie und die Busse, schnitt ihr den Weg ab. Dann furchtbare Schmerzen ... Emma griff sich an den Hals, wo das Messer des Beifahrers sich tief durch ihr Fleisch gegraben hatte. Emma japste nach Luft, fiel vorn über. Der Roller überfuhr ihren rechten Arm. Es knackte und Emma schrie auf. Dann verschwanden die Angreifer um die nächste Ecke.

EMMA LAG AUF DEM RÜCKEN, eine Frau kniete neben ihr.

»Ist alles in Ordnung?«

Emma schnappte nach Luft. Es pochte in ihren Ohren, ihr Herz raste im Takt. Sie stellte fest, dass sie atmen konnte, griff mit der Linken zu ihrem Hals. Sie griff in etwas Weiches, merkte dann, dass die Frau ihr etwas seitlich auf den Hals drückte. Das Pochen in den Ohren wurde abgelöst von Sirenen. Dann Stille.

SECHS

Emma erwachte und alles tat weh. Die Erinnerung tröpfelte in ihr Bewusstsein – die zwei auf dem Roller, das Messer, ihr Sturz und das Knacken als der Fahrer mit dem Roller über ihren Arm fuhr. Sie kniff die Augen fester zu. Testweise bewegte sie die linke Hand. Sie fühlte sich wund an. Hatte sie sich damit abgefangen, als sie fiel? Rechts konnte sie nur die Finger bewegen und selbst das tat weh. Mit der Linken fasste sie an ihren Hals und griff etwas Raues, vermutlich Mullbinde? Langsam blendete sich auch ihr Geruchssinn wieder ein und gleich darauf wünschte sie, er wäre weg geblieben. Der Geruch von medizinischem Desinfektionsmittel ließ sie würgen. Piepgeräusche wurden schneller. Sie zwang sich, die Augen zu öffnen. Das Krankenhauszimmer um sie war wie erwartet. Dass Oscar auf einem Stuhl neben ihrem Bett schlief, nicht.

SIE VERSUCHTE, mehr als ihre Finger zu bewegen. Es war schlimmer als der ausgekugelte Ellenbogen damals bei dem Fahr-

radunfall vor dem Haus ihres Vaters in Belgien. Emma stöhnte und Oscar schreckte hoch.

»Hey«, sagte er.

»Hey«, krächzte Emma. Ihr Hals fühlte sich rau an und sie musste husten.

»Easy, easy. Du hast viel Blut verloren. Sie haben dich gestern Nacht noch operiert und die Knochenbrüche gerichtet. Hattest Glück. Sie haben deine Halsarterie sehr knapp verfehlt.«

Emma ächzte. »Was machst du hier.«

»Ich wurde vom Krankenhaus angerufen.«

Das ergab keinen Sinn. »Ich habe doch meine Tante als Notfallkontakt.«

»Nicht von den Ärzten. Es gibt hier drinnen auch eine kleine Leih-Bibliothek für die Patient:innen.«

»Und woher ...«

»Word travels fast.«

Emma schaute sich um. Sie hing an einem Tropf. »Ich will nach Hause.«

ES WAR IHR NICHT GELUNGEN, am selben Tag das Krankenhaus zu verlassen. Oscar versprach hierzubleiben, wenn sie aufhörte, alle fünf Minuten zu versuchen, vom Tropf loszukommen.

Am Tag darauf stand sie endlich wieder – wenn auch sehr wacklig – auf eigenen Füßen und an der frischen Luft. Die Pinien vom Vertical Forest schienen ihr stärker zu duften als je zuvor.

»Nach Hause?«, fragte Oscar. »Wobei das vielleicht keine so gute Idee ist. Sie wissen sicher auch, wo du wohnst, wenn sie dich beim G-Artencenter gefunden haben.«

»Du meinst, die haben Einsicht ins Register?«

»Oder sind dir ganz einfach gefolgt.«

Emma überlegte einen Moment. »Ich will zumindest ein paar Sachen holen.«

OSCAR BEGLEITETE Emma zu ihrer Wohnung, wo sie Kleidung für drei Tage und ihre Zahnbürste zusammensuchte. Sie nahm das Buch unter dem Kopfkissen hervor und steckte es in ihre Tasche. Dann füllte sie ihre Trinkflasche und packte das angefangene Brot zusammen mit der Kleidung in einen Rucksack.

»Okay, ich glaub, ich hab alles.« Sie setzte sich erschöpft aufs Bett. »Ich muss mit Lena reden. Ich glaube, sie sollte auch mal in die Bibliothek kommen.«

Oscar schaute sie nachdenklich an, überlegte eine Weile. Emma nutzte die Pause und schloss für einen Moment die Augen. Ihr war schwindelig. Sie zuckte zusammen, als Oscar sie ansprach.

»Alles okay?«

»Geht schon. Ich will nicht wieder zurück ins Krankenhaus.« Sie würde ganz sicher nicht wieder ins Krankenhaus gehen. Ganz schlechte Erfahrungen. Auch wenn sie natürlich wusste, dass die Medizin heute zwanzig Jahre weiter war.

»Schon gut. Erzähl mir noch ein bisschen was von Lena.«

»Lena war immer großartig. Damals im Studi-Wohnheim waren wir in derselben Lerngruppe. Sie Mikrobiologie, ich Kleintiere. Wir haben uns von Anfang an gut verstanden, machten beide den Master in 2031. Aber zum Ende des Studiums haben wir uns aus den Augen verloren. Während des Kriegs und der Flüchtlingskrise.«

Oscar machte sich eine Notiz in einem kleinen Heftchen aus Papier, das er wieder in die Tasche steckte.

Emma zog die Augenbrauen hoch. Oscar machte eine entschuldigende Geste. Aber nach der Geschichte mit den

Klimaaktivist:innen sah sie es ihm nach, dass er offenbar immer auf Nummer sicher gehen wollte.

»Ich glaube, Lena tickt ähnlich wie ihr ... wir«, verbesserte sie sich. »Auch Tiere retten ist ziviler Widerstand. Gegen die Klimakatastrophe und gegen die Todeslisten der Regierung, welche Tier- und Pflanzenarten wir als Nächstes aufgeben. Und ehrlich gesagt ist mir schnurzpiepegal, was die Vorgaben sagen.« Sie dachte an die Igel-Babys in der Station. »Wir werden einen Weg finden, solange es noch einen gibt. Und falls nicht, dann werden wir einen neuen Weg machen.«

Oscar schaute sie mit großen Augen an. »Okay. Wenn dein Bauchgefühl Lena vertraut, dann go ahead.«

Sie nickte entschlossen, griff zum Telefon. Sie überlegte noch einen Moment, ob sie das Risiko eingehen sollte, von ihrem PersonalPad aus anzurufen. Aber es blieb ihr keine Wahl. In der Arbeit war sie mindestens noch drei Wochen krankgeschrieben, das war sicher schon alles aus dem Krankenhaus aus ins System gelaufen. Und wenn sie mit Lena reden wollte, dann konnte sie jetzt unangekündigt hinfahren, wofür sie sich nicht wirklich fit genug fühlte, oder sie eben anrufen, automatische Registrierung und Aufzeichnung des Anrufs hin oder her. Sie drückte die Nummer im öffentlichen Adressbuch und lauschte dem quälend langen Klingeln.

»Marbach«, meldete sich eine Männerstimme.

»Merde.«

»Wie bitte?«

Emma merkte, dass sie laut gesprochen hatte. Nochmal Merde. »Es tut mir leid. Ich wollte mit Lena ... Frau Kehling sprechen.«

»Die ist gerade nicht da.«

Das merke ich. Verdammst. »Können Sie ihr etwas ausrichten?«

»Wer ist da überhaupt?«

»Emma Johannsen, Institut für angewandte Biologie und

Artenhalt«, antwortete sie, ehe sie nachdenken konnte. *Ach, Merde. Na gut, zu spät.* Immerhin schien es Herrn Marbach dazu zu bewegen, ihr helfen zu wollen. »Ach, ja. Sie sagte, dass Sie hier waren und mit ihr gesprochen haben. Was soll ich der Kollegin ausrichten?«

Emma überlegte fieberhaft. »Ich brauche dringend eine Info von ihr.« Wieso fiel ihr genau jetzt nichts Passendes ein? »Zu ... Kleintierseuchen. Ich habe hier ein paar Zahlen, die mir sehr merkwürdig vorkommen. Die Statistiken der letzten Tage sehen wirklich komisch aus. Da muss irgendetwas falsch sein. Sie soll mich bitte dringend zurückrufen.«

»Kann ich Ihnen vielleicht helfen?«

»Danke, das ist sehr lieb. Mit Frau Kehling hatte ich bereits darüber gesprochen. Sie soll mich bitte einfach anrufen.«

»Ich verstehe ni...« Er machte eine Pause. »Moment, vielleicht doch. Ich sage ihr Bescheid, dass Sie ihr mit der Seuchenstatistik helfen wollen. Danke, Frau Johannsen.«

»Danke Ihnen.« Sie legte auf. Jetzt glaubte Eugen Marbach zwar offenbar, dass Emma ihnen helfen wollte, dass die Station bestehen bleibt, aber das war ja auch nicht völlig unrichtig.

LENA HATTE keine zehn Minuten später angerufen. Sie waren an einer U-Bahnstation verabredet, die gut erreichbar war und von wo man ohne umzusteigen an drei beliebte Einkaufsstraßen, ein Gesundheitszentrum und ein Kino kam. Alles sehr unauffällig, selbst für die Krankenversicherung. Dann hatte Oscar Emma zur Bibliothek gebracht, wo sie in einem Nebenraum ein paar Stunden geschlafen hatte. Jetzt war es langsam Zeit, Lena abzuholen und sie hierher zu lotsen.

»OH MEIN GOTT, wie siehst du denn aus?« Lena schaute Emma entsetzt an und endlich erschien sie Emma wieder wie die Freundin, die sie damals gewesen war.

»Das wird wieder.« Emma zog ihr Pad aus der Tasche und deutete auf den Ein-/Aus-Schalter.

Lena runzelte die Stirn.

Emma machte eine Geste, die langes Drücken des Schalters zeigte.

»Aber ...«

Emma wiederholte die Geste.

Endlich schaltete Lena ihr Pad aus. »Ich verstehe nicht. Was soll das?«

»Warum hast du Papier-Visitenkarten?«

»Warum nicht?«

»Komm mit, diesmal will ich dir etwas zeigen.« Emma ging los, schaute noch, wo die Kameras hingen. An der Ecke vor der Station wartete Oscar in einem Stromer auf sie.

»Lena, das ist Oscar. Oscar, Lena.«

»Hi«, sagte Oscar.

»Vertrau mir, okay?« Emma sah Lena eindringlich an, dann stieg sie selbst hinter Oscar ein. »Pardon, hab grad nur eine linke Hand«, entschuldigte sie sich bei Lena.

Es dauerte einen Moment, dann öffnete Lena die hintere Tür auf der Beifahrerseite und stieg ein. »Wo fahren wir hin?«

»Es ist nicht weit«, versicherte ihr Oscar und fuhr los.

TATSÄCHLICH HIELT er schon eine knappe Viertelstunde später auf einem öffentlichen Ladeplatz, wo er den Sharing-Wagen

abstellte. Das restliche Stück gingen sie zu Fuß, Emma bei ihm eingehakt. Sie erreichten den Häuserblock von der anderen Seite und der Weg führte diesmal durch eine ehemalige Tiefgarage, in der mehrere Wände hochgezogen worden waren, die nicht nach der Arbeit des Stadtbauamtes aussahen. Eher zusammengewürfelt aus allem, was grad irgendwo an Baumaterial übrig war. In einer der so entstandenen Boxen war eine Fahrradwerkstatt, wie ein handgeschriebenes Schild daran verriet. In einer anderen gab es eine Reparaturwerkstatt. Emma fragte sich, was wohl in der nächsten war, aber sie bogen vorher in die andere Richtung ab und folgten einem Gang, der von außen kaum zu erkennen war.

»Wohin führt ihr mich?«, fragte Lena. Ihre Stimme klang rau.

»Gleich da«, sagte Emma, die hoffte, dass sie damit Recht hatte.

Tatsächlich erreichten sie gleich darauf ein altes Treppenhaus und Oscar griff Emma fester unter den Arm, als sie die zwei Stockwerke hinaufstiegen. Es sah wirklich nicht sehr einladend aus, aber das war Absicht, wie Emma wusste.

Als sie vor der Tür standen, an der Oscar klingelte und dann in einem kurzen Rhythmus klopfte, wich Lena zwei Schritte zurück. »Das ist nicht lustig. Ich gehe.«

»Lena, bleib da.«

Oscar schaute sie skeptisch an. In seinen Augen sah Emma die Erinnerung an die verlorenen Aktivist:innen.

»Lena, ich verspreche dir ...«

In dem Moment ging die Tür auf und Magda stand da. »Da seid ihr ja. Du musst Lena sein.« Sie kam vor die Tür, strahlte Lena an und reichte ihr die Hand. »Entschuldige bitte unsere Vorsichtsmaßnahmen.«

»Better safe than sorry«, ergänzte Oscar. »Bitte sehr.« Er machte eine einladende Geste.

Magda ging hinein, gefolgt von Emma.

»Du kannst reinkommen. Es ist sicher«, sagte Emma und nickte Lena zu. »Ehrlich.«

Lena presste die Lippen zusammen, dann folgte auch sie und zuletzt betrat Oscar die Bibliothek.

LENA STAUNTE NICHT SCHLECHT. »Okay, mit einer Bücherei habe ich nicht gerechnet. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»SETZ DICH.«

Magda brachte Wasser für alle. Dann erzählte sie Lena, wo sie war.

»Eine verbotene Bibliothek?«

»Nein, nur aktuell illegale Instruktionen für Menschen, die helfen wollen.«

»Aber wenn die illegal sind ...« Lena sah so aus, als wäre ein Zahnrad in ihrem Kopf steckengeblieben.

Magda grinste. »Wenn es immer danach ginge, was aktuelle Gesetzgebung vorschreibt ... aber Sklaverei war legal. Apartheid war legal. Kolonialismus was legal. Und von Vergewaltigung in der Ehe müssen wir gar nicht reden, die war viel zu lange legal. Was legal ist oder nicht, ist ein Konstrukt derjenigen, die gerade an der Macht sind. Die machen sich die Welt widdewidde wie sie ihnen gefällt. Legalität hat nichts mit Gerechtigkeit zu tun. Aber unser Bestand hier schon.« Sie zeigte auf ein Regal, an dem ein Schild hing ›Wartungshefte 1920-1950‹, im Regal daneben ging es weiter mit ›1951-1987‹ und danach folgten noch weitere drei Regale. »Früher brauchte man einen Adelstitel auf einer Urkunde. Dann

eine Fabrik, dann ein Stück Papier, das einen als Industriellen bezeichnete. Dann einfach nur genug Geld und eine Einladung in den Club der oberen Einprozent. Dann eine KI-Firma und im Krieg war es wieder ein produzierendes Unternehmen. Wenn man eins davon zur richtigen Zeit hatte, war man automatisch auf der legalen Seite, egal, was man anstellte. Aber die meisten von uns haben nichts davon, sondern nur das, was aus den Fabriken der oberen Einprozent rausfällt. Und dank deren Allgemeinen Geschäftsbedingungen, also unseren legalen Verträgen mit denen, gehören uns die Dinge nicht einmal, sondern wir mieten sie nur. Oder die Services dazu. Das war schon vor dem Krieg so, das ist noch immer so. Und weil wir diese Ungerechtigkeit auch noch mit unseren Steuergeldern bezahlen, holen wir uns ein klein bisschen Souveränität zurück und geben das Wissen darüber weiter.«

Lena saß da und grübelte.

So muss ich auch dreingeschaut haben. Emma holte das Büchlein aus der Tasche. »Wer hat das geschrieben?«, fragte sie.

»Ah, hast du es gelesen?«

»Ja, natürlich. Es ist sehr spannend, wenn man es über die ersten Seiten geschafft hat.«

»Ja, ein großer Schriftsteller war er wohl nicht, mein Urgroßvater.«

»Dein Urgroßvater?«

Magda lächelte. »Mein Urgroßvater hat immer an das Gute im Menschen geglaubt und daran, dass wir einander gerne helfen. ›Ein paar verdorbene Nüsse gibt es immer, aber en gros sind wir eigentlich ein ganz verträglicher Haufen‹, hat er gesagt.«

»Da könnte er Recht haben. Ich mochte besonders die Stelle, wo er schreibt, dass eine gerechte Welt nicht beim ›Ich‹ anfängt, sondern beim ›Wir‹. Ich glaube, da hat er etwas wirklich Wahres gesagt.«

»Ich bin davon überzeugt. Wenn wir zusammenhalten und die anderen neben uns mitdenken, kommen wir viel weiter, als wenn wir immer nur an uns selber denken. Und alles, was wir hier im Bestand haben, ermächtigt nicht nur jeden einzelnen, sondern stärkt auch die Resistenz der gesamten Community gegenüber den Interessen Einzelner mit zu viel Macht oder zu viel Geld. Ist egal welches, ist ohnehin dasselbe.«

»Wieso hat er es auf Englisch geschrieben?«

»Weil schon in den 1930ern die Nazis nicht die hellsten Kerzen auf der Torte waren und zumindest die breite Masse von ihnen nur Deutsch sprach. So fiel das Büchlein nie auf. Und keiner der Typen, die in das Buch versuchten reinzulesen, kam auf die Idee, dass es subversiv sein könnte.«

»Subversiv. Das Wort habe ich auch schon lange nicht mehr gehört.« Emma grinste.

»Und was hat das alles mit mir zu tun?«, fragte Lena.

»Mit dir und den Igel, um genau zu sein«, sagte Emma. Sie schaute zu Magda, dann zu Oscar. Beide nickten ihr zu. »Wir dachten, du könntest den Bestand an Anleitungen hier ergänzen.«

»Ergänzen? Ich? Illegale Instruktionen?«

»Ja. Wenn die Regierung jetzt die Fördermittel für die letzte Igelstation streicht, dann sollte das Wissen erhalten und weitergegeben werden. Wie man Igel helfen kann, füttern, pflegen, über den Winter und jetzt vor allem auch über die heißen Sommer bringen ...«

Alle drei sahen Lena gespannt an. Ihr Mund stand offen, Emma sah förmlich, wie es in ihrem Kopf arbeitete.

»Im Ernst? Wer liest denn hier irgendwas? Wir sind hier ganz alleine.«

»Wir haben aktuell ...« Magda stand auf und ging zum Schreibtisch. Sie blätterte im Karteikasten. »... 617 Bücher und Anleitungen ausgegeben. Insgesamt haben wir im Moment über

2.000 Personen, die hier regelmäßig herkommen, 18 davon mit ihren Oberstufenklassen.«

Lenas Unterkiefer klappte erneut hinunter. Sie schnaufte, ließ den Kopf hinten gegen die Lehne des Ohrensessels fallen.

Emma sah Oscar an, wie angespannt er noch immer war. Er beobachtete Lena ganz genau. »Also?«, fragte sie.

SIEBEN

Lena knabberte an ihrer Unterlippe. »Okay.«

»Okay?«

»Okay, ich mach's. Ich bringe alles, was ich habe und schreibe auf, was ich weiß. Wenn ihr denkt, dass das wirklich hilft, die Igel zu erhalten.«

»Ja. Ich bin fest davon überzeugt«, sagte Magda. »Wir können auch extra Flyer drucken und in jedes ausgeliehene Buch legen. Und die Flyer Menschen auf der Straße in den Randbezirken in die Hand drücken. Die sehen wahrscheinlich öfter Igel als Menschen im Zentrum. Was meinst du?«, fragte sie Lena.

Die nickte nur. Zu Emma sagte sie: »Danke. Danke für diese Chance.«

OSCAR BRACHTE Lena spät am Abend zur U-Bahn. Emma würde ein paar Tage hier im Hinterzimmer bleiben.

»Ich war nicht sicher, ob sie ja sagen würde«, gestand sie Magda.

»Ich schon. Wenn dein Bauchgefühl sie als vertrauenswürdig befunden hat, dann ist sie auch voll dabei.«

»Ich habe sie Jahre nicht gesehen. Da ist ein ganzer Krieg dazwischen.«

»Ja, extreme Erfahrungen verändern uns. Aber die meisten Menschen brauchen nur eine Erinnerung daran, dass sie tief im Herzen gute Menschen sind, um sich wieder neu zu orientieren und ihren Weg weitergehen. Mobbingopfer, die sich erst komplett zurückziehen und nach einer freundlichen Erinnerung sich wieder rappeln und sich ab dann gegen Mobbing und für Mobbing-Prävention einsetzen. Oder — leider viel zu oft — Vergewaltigungsopfer, die sich für Frauenrechte stark machen. Menschen die wissen, wie es ist, machtlos zu sein, ausgestoßen aus der Gruppe, die es dann anderen ermöglichen, dazuzukommen und nicht mehr allein zu sein. Wir Menschen sind gut. Wir können gemeinsam fast alles erreichen.«

»Wieso nur fast?«, fragte Emma.

»Wahrscheinlich sogar alles mit genügend Zeit und Ressourcen, außer die Grundregeln der Physik aufheben.« Magda lachte.

»Du bist dir wirklich sicher, oder? Dass Menschen tief innen gute Wesen sind?«

»Absolut sicher.«

Emma dachte einen Moment nach. »Dann will ich noch etwas versuchen.«

EMMA LIEß sich am nächsten Tag von Oscar zum G-Artencenter bringen und schickte ihn weiter zu Lena. Die konnte Hilfe brau-

chen, um Unterlagen aus der Station zu schaffen, und das war Oscars Spezialität.

AM EINGANG NAHM sich Emma einen Prospekt über weltweite Urban-Gardening-Projekte mit. Sie zog den Bollerwagen mit etwas Mühe mit der Linken durch die Gänge und setzte sich in ihrer Parzelle auf den Hocker. Sie wartete, las derweil in der Broschüre über das ehemalige Cloud-Rechenzentrum, das Ende der 2020er noch riesig gewesen war. Dann kam die Trendwende, weg von riesigen stromfressenden Rechenzentren, raus aus der Cloud, raus aus allem, was den Planeten zerstört. Inhouse, inhouse, inhouse war das Motto vor vierzehn Jahren gewesen. Nach der Kriegsunterbrechung hatte sich der Inhouse-Trend bis 2038 schließlich auch für die Konzerne durchgesetzt. Kleine stromsparende Lösungen, die lokal liefen. ›Die Cloud‹ regnete ab und es blieb nichts außer riesigen leeren Rechenzentren übrig. Für Wohnhäuser waren sie nicht geeignet, weil sie keine Fenster hatten und nicht mal die Millionen Zugezogenen aus den unbewohnbar gewordenen Gebieten südlich von Rom immer im Dunkeln sitzen wollten — obgleich die Klimaanlage in den Hallen wirklich gut waren. Schlafen konnte man hier sehr gut, wenn einen das Rauschen der Lüftungsanlagen nicht störte.

Weite Teile von Spanien, Portugal, Sardinien, halb Italien, Albanien, Nordmazedonien, Bulgarien, Griechenland und die Türkei waren mittlerweile fast ausgestorben. Wortwörtlich. Mit Sommertemperaturen wochenlang über 50 Grad Celsius waren die meisten Gebiete südlich des 42. Breitengrads nicht mehr bewohnbar. Selbst wenn es einige schafften, vor Ort mit klimatisierten Sphären um kleinere Städte oder auch unterirdischen Anlagen nach Vorbild von Montréal zu überleben, waren sie

weitestgehend abgeschnitten vom Rest der Welt. Niemand konnte sicher hinkommen, niemand sicher heraus. Die Bilder der dortigen Urban-Gardening-Projekte waren atemberaubend; wortwörtlich. Emma starrte auf ein Bild einer mit Solarpaneelen beschatteten Sphäre voller Salat, Tomaten, lange Beete voll Kartoffeln und Steckrüben und hohen Gestellen mit Kräutern und zwei Meter weiter war Wüste. Es sah krass aus.

Danach folgte eine Auflistung aller Urban-Gardening-Projekte, die in ehemaligen Cloud-Rechenzentren betrieben wurden. Es waren viele. Emma dachte an Magda und was sie gesagt hatte, wie die Bibliotheken die lokalen Communities stärkten. Die Garten-Projekte waren mindestens genauso gut geeignet, um Nachbarschaftshilfe zu üben.

Emma blätterte durch den Teil mit hyperlokalen Community-Centern, die es seit einer Weile alle drei Straßenecken gab. Längere Wege draußen waren im Sommer ohnehin unverantwortlich. In den Zentren gab es Trinkbrunnen, kleine Läden, Büros, aber auch Klassenzimmer, wo bis zu zehn Kinder oder Studierende sitzen und remote am Unterricht teilnehmen konnten. Sie hatte die Center bemerkt, aber noch nicht darüber nachgedacht. Aber ja, auch die waren ein Teil der gesellschaftlichen Resilienz, insbesondere dann, wenn sie von den Menschen selbst verwaltet wurden. Die Tiefgarage mit der Fahrradwerkstatt fiel ihr ein.

IN DER NÄHE schnepperte eine Gartentür. Die Nachbarn mussten gekommen sein. Sie schaute sich um und korrigierte sich im Kopf. Der Nachbar war alleine angekommen.

»Hallo Darian«, rief sie hinüber. »Hat Sie Ihre Frau wirklich alleine losgeschickt?«

Er hob beide Hände. »Sieht so aus.«

»Ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen.«

Der Ex-Millionär schaute sie verblüfft an. »Wie bitte?«

»Ich möchte mich entschuldigen. Ich hatte bei all den Diskussionen und Entscheidungen immer nur das große Ganze im Blick, aber nicht die Einzelnen. Es tut mir leid, dass Ihre Frau und Sie sich jetzt umstellen müssen.« Das war nicht einmal gelogen.

Darian Kiesinger schaute sie nachdenklich an.

Emma hatte das Gefühl, die richtige Saite angeschlagen zu haben. »Haben Sie auch einen Hocker und etwas Zeit?« Sie hob den rechten Arm im Gips und winkte vorsichtig damit. *Aua*.

»Was ist Ihnen denn passiert?« Er nahm einen Klapphocker unter seinem Tischbeet hervor und kam damit zu ihr herüber in ihre Parzelle.

»Nicht passiert. Mir ist nicht bei Sturm ein Ast auf den Kopf gefallen. Sowas passiert. In dem Fall haben sich Menschen entschieden, das zu tun. Körperverletzung ist eine Entscheidung, so wie auch psychische Gewalt und Mobbing eine Entscheidung ist, das zu tun. So wie auch Wegschauen eine Entscheidung ist. Vielleicht keine bewusste, aber es ist eine Entscheidung. Für eine Gruppe Menschen und gegen einen oder mehrere andere Menschen, meist die Störenfriede, die das eigene Weltbild stören.«

Darian schaute sie irritiert an. »Wollen Sie sagen, dass jemand Ihnen das angetan hat?«

Sie zeigte auf ihren Hals. »Ja. Es hätte wohl final enden sollen. Hat es aber nicht. Und ich freue mich, heute noch hier sein zu können.«

»Sie glauben, jemand hat Sie wegen des Urteils angegriffen?«

»Angreifen lassen. Ich glaube nicht, dass Menschen, die soviel Vermögen haben, zwei Schergen zu engagieren, sich selbst die Finger schmutzig machen.«

Darian schien ihre Aussage abzuwägen. »Verstehe. Damit haben Sie vermutlich Recht.« Für eine Minute saßen sie schwei-

gend nebeneinander. »Ich bin auch froh, dass Sie heute hier sind. Ich möchte mich auch entschuldigen.«

Emma schaute ihn überrascht an. »Wieso?«

»Ich habe Ihnen nach unserem letzten Treffen alles Mögliche an den Hals gewünscht. Aber es tut mir leid. Tot oder verletzt wollte ich Sie nun wirklich nicht sehen.«

Emma dachte an das kleine Büchlein und daran, was Magdas Urgroßvater geschrieben und was auch George Orwell am Rand davon notiert hatte. Die Menschen wollen einander nicht töten. Wenn wir uns gegenüber stehen oder beieinander sitzen, dann sind ›die Anderen‹ immer Menschen wie man selbst. Über Distanz leichtfertig zugefügter Schmerz und Leid bekommen ein Gesicht, werden Menschen. »Wissen Sie, ich mache Ihnen keinen Vorwurf, dass Sie mir irgendwas an den Hals gewünscht haben.«

»Wie meinen Sie das?«

»Was ich als Messlatte für mein Leben mitbekommen habe, sind selbständig sein und das eigene Leben und Wohlbefinden im Zweifelsfall über die Arbeit stellen. Ich kann mir gut vorstellen, dass ich an Ihrer Stelle vielleicht sogar schlimmer reagiert hätte. Zumindest vor dem Krieg. Unsere jeweiligen Werte und Vorstellungen sitzen tief.«

»Nach unserem letzten Treffen hätte ich mich nicht gewundert, wenn wir die nächsten Monate Hacken und Spaten verwendet hätten, uns gegenseitig umzubringen und hier zu verscharren. Aber ich dachte, Sie wären sauer auf mich. Weil ich mehr habe als Sie. Selbst nach der Pfändung.«

»Sauer? Auf Sie?«

»Mein Vater hat immer gesagt: Geld regiert die Welt. Wenn man nur genug davon hat, dann kann einem niemand was. Aber man muss immer aufpassen, weil alle auf uns neidisch sind, weil wir mehr geschafft haben als sie.«

»Damit hatte er ja nicht völlig Unrecht. So war das ja auch

lang genug. Und viele sind ja auch neidisch. Aber was hat man denn davon, alleine mehr zu haben als der Rest zusammen, aber dafür wenig Freunde?»

»Ich habe ...«

»... ganz viele Freunde? Oder Menschen, die von Ihrem Vermögen abhängig sind?»

Darian schwieg.

»Ich hab im Krieg lernen müssen, dass man gemeinsam viel weiter kommt. Allein ist man schnell ausgeliefert. Und das hat mich letztlich zum Bürgerrat gebracht. Wir waren 15 Menschen aus ganz verschiedenen Kontexten, mit ganz unterschiedlichen Biografien. Aber in dem einen Punkt waren wir uns tatsächlich einig: gemeinsam kommen wir weiter.«

Darian saß da mit den Ellenbogen auf den Knien aufgestützt, hörte ihr zu.

»Deswegen haben wir uns in allen Punkten letztlich immer für die Community entschieden. Und da dort Milliarden fehlen – egal an welcher Stelle – von Kindergärten über Infrastruktur wie Elektro-Ladestationen für Öffis bis hin zur Ausbildung und Altenversorgung, Krankenhäuser ... oh ja, Krankenhäuser ... die sind nach dem Krieg noch immer angeschlagen. Wir haben einfach so viele unterschiedliche Stellen, an denen es hakt. Und auf der anderen Seite ein paar hundert Menschen, die über 90 Prozent des Geldes, das es in Deutschland gibt, bei sich horten. Wo es einfach auf Konten liegt oder in Aktienanteilen in Portfolios oder als Gold und Diamanten um Hälse von Einzelnen hängt. Oder bei jemandem an der Wand, wenn das Kunstwerk auch für alle sichtbar in einem Museum sein könnte. Ja, das war der Grund. Weil ich es selbst irgendwann eingesehen hatte, dass wir immer die Gemeinschaft brauchen. Und die Gemeinschaft braucht uns auch, unsere Arbeitskraft und unsere Mittel.«

Darian schaute sie an. Er sah aus, als hätte er einen Geist gesehen.

»Ist alles in Ordnung?«

»Aber mit meinem Geld unterstütze ich doch jedes Jahr soziale Projekte und wenn ich etwas kaufe, fließen Steuern an den Staat.«

»Ja. Aber das ist ja nur ein verschwindend kleiner Bruchteil dessen, was Ihre restlichen Millionen bei einem Krankenhaus erreichen würden.«

Er schaute Emma mit offenem Mund an. Wahrscheinlich glaubte er wirklich, dass er seinen Teil doch schon lang getan hatte.

»Sie sagten vorher selbst, dass Ihr Vater Ihnen Geld als Lebenssinn mitgegeben hat. Geld ist einfach Ihre Messlatte. Wie gut Sie als Mensch sind, bemessen Sie in Geld, hab ich Recht? Das ist Ihr Maßstab für Ihr ganzes Leben.«

Darian schaute Emma ausdruckslos an. Er schwieg einen Moment und sagte schließlich: »Und Arbeit. Nur wenn man arbeitet und viel Materielles anhäuft, ist man etwas wert.«

»Ah. Ja, das dachte ich auch mal, dass die Anzahl der Dinge, die ich habe, mich ausmacht. Je mehr Dinge ich habe, desto besser bin ich. Aber irgendwie ist das, glaub ich, Quatsch. Genauso wie zu denken dass ein Mensch, der weniger arbeitet weniger wert ist. Völlig egal aus welchen Grund. Ob er einfach nur so eine Teilzeitstelle hat oder vielleicht hatte er vorher einen Burnout?«

Darian sah aus, als wäre er in Gedanken gerade gestolpert und hinkte jetzt hinterher. »Aber ich habe ja nur mich und meine Arbeitskraft. Und mein Geld, das für mich arbeitet.«

»Was ist das denn für ein mieses Menschenbild?«

Darian sah sie entsetzt an.

»Pardon!«, setzte Emma nach. »Verzeihung, so war das gar nicht gemeint. Aber wieso mögen Sie sich denn nicht, wenn Sie nicht arbeiten?«

Darian sah völlig überrumpelt aus.

»Sie denken vermutlich auch, dass andere Menschen immer neidisch, raffgierig und durchtrieben sind, oder?«

»Nun ja ...«

»Wissen Sie, dass das viel mehr über Sie und ihr eigenes Selbstverständnis aussagt, was Sie anderen unterstellen, als über die anderen?«

Darian entgegnete nichts.

Emma war sich nicht sicher, ob er nicht sofort aufstehen und gehen würde. Sie pokerte hoch. »Es ist auch okay, dass das bisher vielleicht so war, wenn Sie einfach nie etwas Anderes gekannt haben. Ganz oft rutschen wir in solche Welt- und Menschenbilder rein.«

Er sah so aus, als wollte er etwas sagen, ließ es aber.

»Und dann kommen Leute wie ich, die diese inneren Regeln nicht haben, die andere Maßstäbe haben. Ich vermute, darüber haben Sie bisher nicht nachgedacht, oder? Das ist okay. Es ist nicht leicht, etwas Anderes zu glauben als gestern oder vorhin noch, als Sie zur Tür vorne reingingen. Es ist vor allem nicht leicht, ein neues Wertesystem aufzubauen.«

»Sie wollen, dass ich mich ändere. Das hatte meine Frau auch schon vor, als ich mir die Gummibärchen abgewöhnen sollte. Das ist auch schon schlimm geendet.«

»Aber Ihre Frau lebt noch, unterstelle ich jetzt.«

»Äh, ja.«

»Vielleicht war es gar kein Zufall, dass wir hier in benachbarten Parzellen gelandet sind. Ich glaube nicht an Schicksal, aber ich glaube auch nicht an Zufälle. Eher daran, dass in der Verteilung jemand sitzt, der oder die uns absichtlich zusammengebracht hat. Vielleicht dachte die Person ja auch, wir sollten uns mal unterhalten.«

Darian hob die Augenbrauen.

»Danke, dass Sie mir grad zugehört haben.«

»Ich wüsste auch nicht, was ich dazu jetzt sagen soll. Ich wollte eigentlich nur den Salat gießen.« Es verging eine Weile, bis Darian wieder sprach. »Ich verstehe Ihren Punkt. Aber es ist nicht wirklich hier angekommen, dass mein Leben jetzt einen anderen Richtwert haben sollte.« Er deutete auf seinen Kopf.

»Vielleicht war es doch Schicksal, dass wir jetzt gemeinsam hier sitzen. Oder – eher, jemand mit sehr viel Humor hat die Verteilung gemacht.«

DIE BEIDEN REDETEN noch eine Stunde lang weiter. Zwischen Petersilie, Brombeeren und Radieschen in den umliegenden Parzellen gab Darian irgendwann zähneknirschend zu, dass sein Vermögen bei ihm liegend niemandem etwas brachte, außer einer außerordentlich hohen Zahl auf seiner Kontoanzeige, die seinem Ego einem gehörigen Boost gab.

»Trickle-Down-Economics funktioniert eben nicht. Hat es auch nie.«

»Ich weiß. Deswegen habe ich mich ja hochgearbeitet.«

»Aha!«

»Ja, ich geb's zu. Ich habe das Spiel mitgespielt, das andere 200 Jahre vorher so entworfen haben. Ja, ich wollte immer zu den ›Oberen Zehntausend‹ gehören. Und ich habe es geschafft.«

»Herzlichen Glückwunsch. Dann wird es jetzt Zeit für ein neues Ziel.«

Darian blieb der nächste Satz im Hals stecken. Er überlegte eine Weile. Schließlich fragte er: »Was wäre Ihr Vorschlag?«

»Nachdem aus den großen Villen jetzt Schulen und Bibliotheken werden und weite Teile der Geldsummen direkt in Krankenhäuser und andere öffentliche Einrichtungen fließen, ist ja

schon viel getan. Aber ich hätte tatsächlich noch eine Idee. Eine Frage unter uns: Haben Sie noch irgendwo ein paar Millionen, die Sie nicht angegeben haben und die Sie jetzt gerne loswerden wollen, ehr die eingezogen werden? Oder kennen Sie Millionärs- oder gar Milliardärskollegen, bei denen das eventuell so ist?«

ACHT

Lena schnaufte, als sie die Kiste die Treppe zur Bibliothek hoch schleppte. Oscar folgte ihr, ebenfalls mit einer Kiste beladen. Emma hielt den beiden mit einer Hand die Tür auf.

»Oh, was bringt ihr denn Gutes?«

»Wir waren bei der Pfotenhilfe und haben deren gesammelte Werke für die Unterstützung von Wildtieren in den unwirtlichen Jahreszeiten. Plus die digitalen Druckvorlagen für alle Standorte.«

»Lena ist fleißig«, sagte Oscar mit einem Augenzwinkern.

»Großartig!«

»Ich hatte vorher einen Anruf von Eugen«, sagte Lena.

»Ah! Was wollte Herr Marbach denn?«

»Wir haben eine hohe Summe gespendet bekommen. Allerdings ohne Absender. Nur mit den besten Wünschen für das Team und die Igel.«

»Ach ...«, sagte Emma. Sie war weniger überrascht, als sie sich anmerken ließ.

»17 Millionen Euro.«

Emma fiel die Broschüre aus der Hand, die sie gerade aus Lenas Karton genommen hatte. »Wow. Das ist ...«

»Mindestens großzügig.« Lena sortierte einen großen Stapel Flyer nach Tierarten. »Ich hoffe, das war kein schmutziges Geld.«

»Was du wieder denkst«, schalt Emma sie.

»Wahrscheinlich hat nur einer von Emmas Ex-Milliardären noch ein Tagesgeldkonto irgendwo gefunden und zeitgleich sein Gewissen entdeckt«, kommentierte Oscar und schaute Emma über die Schulter argwöhnisch an. »Oder so.«

»Möglich«, sagte Emma.

»Was ist möglich?«, fragte Magda, die just mit einem Stapel Briefumschläge zur Tür reinkam. »Ich war gerade beim Postfach. Ich weiß nicht, woher all die Briefe plötzlich kommen.« Sie warf sie auf den Schreibtisch und zog die Strickjacke aus. Dann nahm sie den ersten und öffnete ihn. Mit offenem Mund zog sie ein ganzes Bündel Geldscheine heraus. »Was zum ...«

Emma gab sich sehr viel Mühe, nicht zu grinsen. Mit mäßigem Erfolg.

»Hier auch?«, fragte Lena.

»Das sind fünftausend Euro!« Magda blätterte ein zweites Mal durch das Bündel. Dann öffnete sie den nächsten Umschlag und entnahm auch diesem ein Geldbündel.

»Beschwer dich doch noch.« Emma räumte die letzten Broschüren aus Lenas Kiste in das neue Regal mit dem Schild ›Wildtier-Hilfe‹. Auf dem Regalbrett klebte ›Igel‹ zwischen ›Fuchs‹ und ›Katze‹. ›Vögel‹ und ›Fische‹ waren im Regal daneben.

»Wenn das so weitergeht, sind alle Umweltprojekte und das Bibliotheksnetz für die nächsten Jahre gut versorgt«, sagte Oscar. »Und ich werde das Gefühl nicht los, dass Emma daran nicht unschuldig ist.«

»Wir«, sagte Emma. »Wir sind daran nicht unschuldig. Und

vor allem werden wir jetzt unser Bestes tun, mit den Mitteln für alle so viel wie möglich zu schaffen.«

Lena ließ sich auf einen der Sessel fallen. »Ich glaube, dazu habe ich eine Idee.«

EPILOG

Anfang Dezember waren die Temperaturen frisch, unter zehn Grad, und einfach usselig. Emma verließ das Colleg und zog die Kapuze hoch. Lena wartete an der Ecke auf sie. »Hey, wie geht's den Igel'n?«

»Nachdem sie immer brav gefressen haben, sind sie bei 460 Gramm. Immer noch zu leicht für den Winter, aber immerhin sind es nicht 300. Das kriegen wir hin. Und wie geht's dir im Kurs?«

»Super!« Emma strahlte. »Wer hätte gedacht, dass ich nochmal Spaß an Bibliothekswesen und Informationsmanagement finden würde.«

»Du hast die Uni-Bib immer vermieden, wo's nur ging«, neckte Lena.

»Ja, aus Gründen. Aber damals wusste ich noch nicht, dass Bibliotheken mehr sein könnten als Horte verstaubter Papierberge oder elendslange Onlinekataloge.«

»Ich finde das noch immer unfassbar. Aber, dann war deine Zeit im Bürgerrat ja nicht umsonst.«

»Das sowieso nicht. Weißt du, wie viele Yachten und Privat-

hubschrauber gerade umgebaut werden, um in den Dienst von Küstenwache und Rettungsorganisationen übernommen werden?» Emma blieb stehen. »368. Dreihundertachtundsechzig!« Sie gestikuliert mit beiden Armen. »Das ist unglaublich!«

»Schade, dass das mit den ganzen alten SUVs und noch älteren Autos nicht geht.«

»Die alten Benzinschleudern können wir nicht mehr gebrauchen und alles, was breiter als 1,75 Meter ist, ist aus guten Gründen nicht mehr auf den Straßen unterwegs. Erinner dich mal, wie schmal Radwege früher waren. Oder die Fußwege immer nur so an die Häuser gedrängt. Wenn jemand mit Einkaufstrolley oder Rollstuhl entgegenkam, musste man immer auf die Fahrbahn ausweichen. Wir wissen alle, wie das oft genug geendet ist.«

Lena schauderte. »Allerdings.«

»Die Recycling-Center freuen sich über all das Material. Die schiere Masse verwertbarer Stoffe kommt endlich aus den Garagen und Lagerhäusern raus und kann wieder verwendet werden. Wir haben die nächsten Jahre keinen Mangel an Aluminium mehr.« Zufriedenheit schwang in Emmas Stimme.

»Nicht nur das. Das sind sicherlich zehn Jahre Rohstoffe, die wir alle gut gebrauchen können. Apropos gut gebrauchen ... erinnerst du dich, als vor fünf Wochen dieser alte VW-Bus bei uns vor der Station aufgetaucht ist?«

»Ja! Mit steckendem Schlüssel und die Papiere und Urkunden lagen im Handschuhfach. Super mysteriös. Hat sich dazu noch irgendwer gemeldet?«

»Nein. Aber der Bus war ja mit ›Spende‹ beschriftet. Aber wir brauchen einfach kein Fahrzeug mehr.«

»Was ist aus dem Bus dann geworden? Habt ihr ihn zum Recycling gebracht?«

Lena streckte den Arm aus und zeigte auf den kleinen Platz auf der anderen Straßenseite, um den sich ein Bäcker, ein Veggie-

Curry und ein Spielplatz drängten. Auf dem Platz standen ein paar kleine Buden, bei denen es Glühwein, heißen Tee, kandierte Äpfel, Rievkoche und Poffertjes gab. Viele luxuriöse Köstlichkeiten, für die man gerne 1 oder 2 Rationen und Wasser aufsparte. Und mitten dazwischen stand ein blauer Bus, die Seitentür weit offen. »Wir haben ihn der Bibliothek am Stadtrand weiter gespendet. Eine Werkstatt daneben hat ihn auf Elektroantrieb umgebaut und den Innenraum neu gemacht. Er ist jetzt ein Bücherbus.«

»Ein was?! Ich fasse es nicht! Wie großartig ist das denn?« Emma lief schnurstracks hinüber und bewunderte aus der Nähe den vollflächigen Seitenaufdruck mit einem stilisierten Bücherregal.

»Donnerstags und freitags fährt er aufs Land raus und hält auf den Dörfern und bei Schulen. Er hat vor allem Kinderbücher. Erinnerst du dich an den Online-Zoo? Wir haben den meiner Nichte vorgelesen. Weißt du noch?«

»Ach jaaa! Statt für Biochemie zu lernen. Ich erinnere mich gut. Auch an die Klausur, immerhin durfte ich die zweimal schreiben.«

»Sorry.«

»Ich hab ja genauso nicht gelernt. Du hattest nur mehr Glück beim Schummeln.« Emma stupste Lena mit dem Ellenbogen in die Rippen. »Autsch. Der Arm braucht noch ein bisschen mehr Physiotherapie. Wie hieß das andere nochmal? Ada und ...«

»Zangemann. Der griesgrämige Erfinder, dem die Kinder dann zeigen, wie cool Selbermachen ist.«

»Tolles Buch. Naja, Vorkriegs-Bücher waren anders.«

Emma kletterte in den Bus und sah die Regale durch. Links hinten gab es auch ein Terminal zum Ausleihen trackingfreier digitaler Bücher.

»Magda und Oscar kommen auch gleich noch her, sie wollen das Schätzchen selbst bewundern.«

»Zu Recht!«

Lena zeigte auf den obersten Regalboden. »Er hat eine eigene Sektion 22 mit Frauenhilfe und das da ist eine Schachtel mit Flyern über Wildtier-Hilfe für verschiedene Tierarten.«

Emma schaute Lena an. »Auch Igel, natürlich!«

»Natürlich.«

»Wieder ein bisschen mehr Hoffnung in der Welt. Für alle.«

»Ja. Für alle.«

*»Wenn Ihr mich fragt, leben wir in einem Zeitalter von zuviel Innensicht und zu wenig Außensicht. Eine bessere Welt fängt nicht beim Ich an, sondern beim Wir. Und unsere größte Aufgabe ist es, bessere Institutionen zu schaffen. Nochmal hundert Tipps, wie man die Karriereleiter hochsteigt oder sich seinen eigenen Weg zum Reichtum visualisiert, bringt uns nirgendwo hin.«**

RUTGER BREGMAN

* »If you ask me, we're living in an age of too much introspection and too little outrospection. A better world doesn't begin with me, but with all of us, and our main task is to build different institutions. Another hundred tips for climbing the career ladder or visualising your way to wealth won't get us anywhere.« (Rutger Bregman)

LESE-TIPPS

Bücher

Bregmann, Rudger: Utopien für Realisten (2019)

Bregman, Rudger: Im Grunde gut (2021)

Carriger, Gail: The Heroine's Journey (2020)

De Pizan, Christine: Das Buch von der Stadt der Frauen
(1404/05)

Kirschner, Matthias: Ada und Zangemann (2021)

Orwell, George: Homage to Catalonia (1938)

Orwell, George: Ruins (1945/2021)

Semsrott, Arne: Machtübernahme (2024)

Smedley, Tim: Clearing the Air (2018)

Weisband, Marina: Die neue Schule der Demokratie (2024)

Artikel & Online-Quellen

BUND Naturschutz: Igel-Hilfe

<https://www.bund-naturschutz.de/oekologisch-leben/tieren-helfen/igel>

Orwell, George: Looking back on the Spanish War (1942)

<https://www.orwellfoundation.com/the-orwell-foundation/orwell/essays-and-other-works/looking-back-on-the-spanish-war/>

ISPA: Der Online-Zoo (Kinderbuch in 14 Sprachen mit medienpädagogischem Begleitbuch)

<https://www.ispa.at/wissenspool/onlinezoo/>

Cadwalladr, Carole: How to survive the broligarchy: 20 lessons for the post-truth world

<https://www.theguardian.com/commentisfree/2024/nov/17/how-to-survive-the-broligarchy-20-lessons-for-the-post-truth-world-donald-trump>

DANKE

Es war nicht leicht, ein positives Zukunftsbild zu entwerfen. Daher gilt mein herzlicher Dank allen, die an der Entstehung dieser utopischen Novella mitgewirkt haben, insbesondere: Clemens, Judith, Anita, Annette, Stefan, Fenna, Beatrix, Birgit A., Birgit K., Christiane, Mareike, Meike, Ramona und Susanne.

Ganz besonders möchte ich mich beim Team des *Call for Stories* des CCC e.V. bedanken, nicht zuletzt für die Herausforderung. Es ist schön, etwas zu schaffen, das schon vor seiner Entstehung gewürdigt und finanziell unterstützt wurde. Es sind so großartige Projekte aus Eurem Call hervorgegangen. Alle Kreativen waren vom ersten Moment an mit Herzblut dabei. Es ist mir eine Ehre, eine davon sein zu dürfen. Ich hoffe, es werden – nicht zuletzt dank Eures Engagements – über die Jahre noch viele weitere Projekte entstehen, die positive Zukunftsbilder in die Welt bringen. Wir brauchen sie. Ganz dringend.

NEUES VON KLAUDIA



Ich bin Europäerin mit einem Herz für Kaffee und für das Schreiben. Ich schreibe Science Fiction, Kriminalromane, Historisches und Sachbücher. Ich arbeite für IT-Sicherheit, Datenschutz, Medienkompetenz & digitale Grundrechte im Chaos Computer Club und bin in mehreren Autor:innen-Vereinigungen engagiert.

Im Fediverse findest du mich unter
[@viennawriter@literatur.social](https://viennawriter@literatur.social)

Melde dich gerne für meinen Newsletter an:
-> zotzmann-koch.com/newsletter

Meine nächsten Termine für Vorträge, Workshops und Lesungen
sowie Leseproben und mehr zu meinen Büchern gibt es auf

-> zotzmann-koch.com

Falls du so begeistert bist, dass du mir einen Kaffee spendieren
magst, freue ich mich sehr über deinen Support.

-> zotzmann-koch.com/support

VIELLEICHT MAGST DU AUCH ...



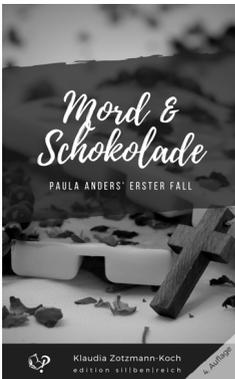
Mein Jahresprojekt 2024/25: Ein Nonfiction-Buch dazu, wie Frauen in technische Berufe kommen, was sie dort hält und was wir als Gesellschaft tun können, um wirkliche Gleichberechtigung auch über Technik und technische Berufe hinaus zu schaffen.

Eine eigene Newsletter-Liste und mehr Infos findest du unter
zotzmann-koch.com/womenintech

Schokoladen- & Kaffee-Krimis der Paula-Anders-Reihe



Teil 1: Mord & Schokolade



Das süßeste Fachwerkhaus der Welt, wie der Hildesheimer *Umgestülpte Zuckerhut* schon einmal genannt wurde, beherbergt Paula Anders' Spezialitätengeschäft *Bittersweet*: Schokolade und Kaffee. Nur einige hundert Meter weiter klaffen auf der Dombaustelle tiefe Löcher in der entweihnten Erde. Als auf den Stufen zur Krypta ein Toter mit einer mysteriösen Schokoladentafel in der Tasche gefunden wird, steckt Paula mit einem Mal tief in Verstrickungen und Korruption, denen auch ihre Jugendliebe Thomas nicht entrinnen kann.

-> zotzmann-koch.com/mord-schokolade

Teil 2: Mord & Kaffee schwarz



Der zweite Kriminalroman der Paula Anders Reihe. Eine Vernissage im Derneburger *Glashaus* findet ein jähes Ende, als das Oberhaupt der Hildesheimer Künstlergilde tot im nahen Weiher treibt. Durch ihre Verbindung zum Opfer gerät Paula ins Fadenkreuz der Ermittlungen. Doch als plötzlich Paulas Nichte Susi verschwindet, offenbart sich erst das ganze Ausmaß des Verbrechens.

-> zotzmann-koch.com/mord-kaffee-schwarz

Teil 3: Mord & Nougat Crisp



Der dritte Kriminalroman der Paula Anders Reihe. Eine Mumien-Lieferung für das Ägyptische Museum in Hildesheim – Routine, sollte man meinen. Doch am Ende des Tages sind neben den Mumien noch drei Menschen mehr tot. Gleichzeitig taucht in der Stadt eine neue Droge auf – schon eine kleine Dosis führt zum Exodus. Paula Anders und ihre Nichte Susi, die für den Museumsshop mit Schokoladen-Sarkophagen experimentieren, nehmen zusammen mit Susis Exmann und Kriminalhauptkommissar Volker Müller die Ermittlungen auf. Volker gerät unter Zeitdruck, als sein Kollege Brunner mit den Drogen in Berührung kommt.

-> zotzmann-koch.com/mord-nougat-crisp

Sammelband: Mord, Kaffee & Schokolade (nur als E-Book)



Paula Anders' erste drei Fälle in einem Sammelband: »Mord & Schokolade«, »Mord & Kaffee schwarz« sowie »Mord & Nougat Crisp«, sowie der Kurzkrimi »Schlechte Karten«.

-> zotzmann-koch.com/mord-kaffee-schokolade

Nonfiction Bücher



Wer sind Die, die meine Daten haben wollen?
Und was heißt das eigentlich? Ich zeige dir, was
du in wenigen Minuten tun kannst, um online
sicherer unterwegs zu sein.

-> zotzmann-koch.com/na-und



Man muss sich Gehör verschaffen. Warum sind
Podcasts im Trend? Was macht sie so
besonders? Und was brauchst du, um einen
eigenen Podcast zu starten?

Hardware, Software, Datenschutz und andere
Rechtsvorschriften und dein Workflow, wie der
Podcast bis ins Herz der Hörenden kommt –
leicht verständlich und mit vielen Praxistipps
vom Start bis zum Ziel.

-> zotzmann-koch.com/podcasting/

Kreative Journale – Jetzt bist du dran!



Du möchtest Blockaden lösen oder Projektideen erarbeiten? Das Freischreiben-Journal ist für dich. Du findest es bei der Buchhändlerin deines Vertrauens.



Du hast Spaß am Freischreiben gefunden? Nächster Schritt: Schreib-Routine in Form von Morgenseiten. Schau bei der Buchhändlerin deines Vertrauens nach dem Morgenseiten-Journal.

Podcasts



Im The Diner Podcast – data & coffee – geht es um die Bruchkanten unserer digitalen Welt. Von Privatsphäre und Internetsicherheit über Datenschutz und Netzpolitik bis zur Vermittlung technischer Kompetenzen.

-> dinerpodcast.net



Im ViennaWriter's Podcast teile ich meinen Weg als hauptberufliche Autorin, Gespräche mit Menschen aus der Buchwelt, aber auch Persönliches.

-> viennawriter.net



Im Desperate Househackers Podcast wird's experimentell: Kochen, Backen, Reparieren, Löten, Seifensieden und mehr.

-> desperatehousehackers.net

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung dieses Buchs:

© 2024 Klaudia Zotzmann-Koch

1. Auflage

ISBN Softcover: 978-3-903324-04-6

ISBN E-Book Kaufversion: 978-3-903324-06-0

Lektorat & Korrektorat: Susanne Brüggemann

Übersetzungen aus dem Englischen: Klaudia Zotzmann-Koch

Autorinnenfoto: Markus Koch

Coverdesign: Klaudia Zotzmann-Koch

Mit freundlicher Genehmigung des Orwell Estate für die Nennung von George Orwell im Buch sowie im Coverdesign.

Dieses Buch wurde von kreativen Menschen für Menschen geschaffen. Es wurden keine KI-Werkzeuge verwendet. Fürs Schreiben wurde Scrivener und die in Scrivener verfügbare Rechtschreibkorrektur genutzt. Der Buchsatz geschah mit Vellum. Das Cover wurde mit Canva erstellt, wobei auch dabei keine KI-Werkzeuge verwendet wurden.

Druck und Distribution im Auftrag des Verlags:

Klaudia Zotzmann-Koch, edition sil|ben|reich, Austria

c/o Block Services, Stuttgarter Straße 106, 70736 Fellbach

E-Mail: klaudia [at] zotzmann-koch.com

PGP Fingerprint: F773 1363 1BCF BA36 646D 6996 6E45 F677 E1EA 1663

2022 – Die verbotene Bibliothek © 2024 geschrieben von Klaudia Zotzmann-Koch
ist lizenziert unter CC BY-SA 4.0

